

## **Österreich: Kultur, Geschichte und Gesellschaft. Das Jahr 1918 in der österreichischen Literatur**

### **Lektüreliste**

1. EHRENSTEIN, Albert: „Wien“ In: Albert Ehrenstein: Werke. Hg. v. Hanni Mittelman. Bd. 4/II. Gedichte. Erster Teilband. München: Boer Verlag 1997, S. 173f.
2. KRAUS, Karl: Die letzten Tage der Menschheit. Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog. Frankfurt/M: Suhrkamp 1986, S. 84-87 und 94-97 (= 1. Akt, Szene 2, 3 und 4 und Szene 7)
3. MUSIL, Robert: Der Mann ohne Eigenschaften. Erstes und Zweites Buch. Hg. v. Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag 1995, S. 9-11. (= Kapitel 1: „Woraus bemerkenswerter Weise nichts hervorgeht“)
4. RODE, Walther: „Circenses“. In: Walter Rode: Werkausgabe Band 1. Hg. v. Gerd Baumgartner. Wien: Löcker 2006, S. 271-273.
5. SCHNITZLER, Arthur: Lieutenant Gustl. Hg. v. Konstanze Fliedl. Mit Anmerkungen und Literaturhinweisen von Evelyne Polt-Heinzl. Stuttgart: Philipp Reclam jun. 2002. (obligatorisch: S. 7-19)
6. TORBERG, Friedrich: Die Tante Jolesch. München: Langen Müller 1980. S. 27-30. (= Beginn von „Exkurs über die vielfältige Bedeutung des Wörtchens ‚was‘“)
7. WERFEL, Franz: Barbara oder die Frömmigkeit. Frankfurt/Main: S. Fischer. 3. Aufl. 2006, S. 288-299.
8. ZWEIG, Stefan: Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers. Berlin: Aufbau 1981. S. 263-269 und S. 273-279.

Wien.

Wien weint hin im Ruin.

Wien, du alte, kalte Hure,  
Ich kauerte an deines Grabes Mauer,  
Da du noch locktest

Ein müßes Goderl dieser Welt.  
Du hurtest hurtig mit Hurradämonen,  
Kriegsüber siegerischen Döhnen;  
Nun hungernd unkt du unter deiner Laster Last:

Du hast ein Reich verpraßt,  
Das nie den Armen nährte,  
Der nie sich gegen der Gewalt Galgen empörte!  
Stumpf stiehlt er Holz vom Friedhof,  
Zu heizen mit den Grabkreuzen.

Wien – nieder brennt dein Feuer. Dein Tag verkohlt.  
Menschen zu Asche sinkt von Höhen weiland der Wald.  
Edler ist das ärmste Tier.  
Aufqualme roter Feuertag der Städtezerstörer!

Ich rufe Wehe über die Stadt,  
Ich rufe Wehe über das Wesen,  
Das um Asche und Papier  
Den Wald vergessen hat!

Ich sehe letztes Laub vom kahlen Berge sinken,  
Ich seh den letzten Baum des Wiener Waldes fallen,  
Sein blutendes Holz in Glutnacht ertrinken –  
Es wärmt euch nicht:  
Des Hauses Wände fallen  
In den Vorüberstrom!

Ewig deine Wogen, o Donau,  
Ewig der Schimmer der Alpen,  
Sie überwintern gut  
Jenseits eures Abends und Morgens;

Der Mensch fällt in dein Wasser, Notstrom,  
Der Stein erschlägt ihn des Berges  
Für den ermordeten Wald!

Die Städte muß man zerstören,  
Ihre Häuser sind Sorgen aus Papier,  
Menschenfleisch fressen ihre Bewohner,  
Selbstsucht aus ihren Rachen riecht wie ein verwesendes Tier.  
Nirgends ist der Sterne Berghimmel, so fern wie hier.  
Im Sumpf des Wuchers: Handels  
Ahnet ihr nicht das Heilige Land!

Brecht auf! Wollt ihr  
In den faden Eheebenen der graden Straßen  
Zugrundestehn?!

Ich bitte euch, zerstöret die Stadt,  
Ich bitte euch, zerstöret die Städte:  
Ich bitte euch, zerstört die Maschinen.  
Zerreißt alle Wahnschienen!  
Entheiligt ist euer Ort,  
Euer Wissen ist nördliche Wüste,  
Darin die Sonne verdorrt.

Ich beschwöre euch, zerstampfet die Stadt,  
Ich beschwöre euch, zertrümmert die Städte,  
Ich beschwöre euch, zerstört die Maschine:  
Ich beschwöre euch, zerstöret den Staat!

# Karl Kraus: Die letzten Tage der Menschheit

## 2. SZENE

*Südtirol. Vor einer Brücke. Ein Automobil wird angehalten.  
Der Chauffeur weist den Fahrtausweis vor.*

DER LANDSTURMMANN: Grüäß Good die Herrschaften! Derf ich bitten —

DER NÖRGLER: Endlich einmal ein freundlicher Mann. Die andern sind alle so rabiat und legen gleich an —

DER LANDSTURMMANN: Jo 's is zwegn an ruassischen Automobüll mit Gold, no und da —

DER NÖRGLER: Aber ein Automobil, das halten will, kann doch nicht auf die Sekunde halten, sondern rollt noch ein paar Meter — da kann ja das größte Unglück passieren.

DER LANDSTURMMANN (*in Rage*): Jo — wonn eins net holten tuat — da schiaß ma alls zsam — schiaß ma alls zsam — schiaß ma alls — (*Das Automobil fährt weiter.*)

(*Verwandlung.*)

## 3. SZENE

*Hinter der Brücke. Ein Heerhaufen um das Automobil. Der Chauffeur weist den Fahrtausweis vor.*

EIN SOLDAT (*mit angelegtem Gewehr*): Halt!

DER NÖRGLER: Der Wagen steht doch schon. Warum ist denn der Mann so rabiat?

DER HAUPTMANN (*in Raserei*): Er erfüllt seine Pflicht. Wenn er nur im Feld rabiat is mit'n Feind, so is scho recht!

DER NÖRGLER: Ja, aber wir sind ja doch nicht —

DER HAUPTMANN: Krieg is Krieg! Basta! (*Das Automobil fährt weiter.*)

(*Verwandlung.*)

## 4. SZENE

*Der Optimist und der Nörgler im Gespräch.*

DER OPTIMIST: Da können Sie von Glück sagen. In Steiermark ist eine Rote Kreuz-Schwester, deren Automobil noch ein paar Meter gerollt ist, erschossen worden.

DER NÖRGLER: Dem Knecht ist Gewalt gegeben. Das wird seine Natur nicht vertragen.

DER OPTIMIST: Übergriffe untergeordneter Organe werden im Kriege leider nicht zu vermeiden sein. In solcher Zeit muß aber jede Rücksicht dem einen Gedanken untergeordnet werden: zu siegen.

DER NÖRGLER: Die Gewalt, die dem Knecht gegeben ward, wird nicht ausreichen, um mit dem Feind, wohl aber um mit dem Staat fertig zu werden.

DER OPTIMIST: Militarismus bedeutet Vermehrung der Staatsordnung durch Gewalt, um —

DER NÖRGLER: — durch das Mittel zur schließlichen Auflösung zu führen. Im Krieg wird jeder zum Vorgesetzten seines Nebenmenschen. Das Militär ist Vorgesetzter des Staates, dem kein anderer Ausweg aus dem widernatürlichen Zwang bleibt als die Korruption. Wenn der Staatsmann den Militärmann über sich schalten läßt, so ist er der Faszination durch ein Idol der Fibel erlegen, das seine Zeit überlebt hat und von der unsern nicht mehr ungestraft in Leben und Tod übersetzt wird. Militärische Verwaltung ist die Verwendung des Bocks als Obergärtner und die Verwandlung des Gärtners zum Bock.

DER OPTIMIST: Ich weiß nicht, was Sie zu dieser düsteren Prognose berechtigt. Sie schließen offenbar, wie schon immer im Frieden, von unvermeidlichen Begleiterscheinungen auf das Ganze, Sie gehen von zufälligen Ärgernissen aus, die Sie für Symptome nehmen. Die Zeit ist viel zu groß, als daß wir uns mit Kleinigkeiten abgeben könnten.

DER NÖRGLER: Aber sie werden mit ihr wachsen!

DER OPTIMIST: Das Bewußtsein, in einer Epoche zu leben, in der so gewaltige Dinge geschehen, wird auch den Geringsten über sich selbst erheben.

DER NÖRGLER: Die kleinen Diebe, die noch nicht gehängt wurden, werden große werden, und man wird sie laufen lassen.

DER OPTIMIST: Was auch der Geringste durch den Krieg gewinnen wird, ist —



DER NÖRGLER: — Provision. Wer die Hand aufhält, wird auf Narben zeigen, die er nicht hat.

DER OPTIMIST: Wie der Staat, der für sein Prestige den unvermeidlichen Verteidigungskampf auf sich nimmt, Ehre gewinnt, so auch jeder einzelne, und was durch das jetzt vergossene Blut in die Welt kommen wird, ist —

DER NÖRGLER: Schmutz.

DER OPTIMIST: Ja, Sie, der Sie ihn überall gesehen haben, fühlen, daß Ihre Zeit um ist! Verharren Sie nur nörgelnd wie eh und je in Ihrem Winkel — wir anderen gehen einer Ära des Seelenaufschwunges entgegen! Merken Sie denn nicht, daß eine neue, eine große Zeit angebrochen ist?

DER NÖRGLER: Ich habe sie noch gekannt, wie sie so klein war, und sie wird es wieder werden.

DER OPTIMIST: Können Sie jetzt noch negieren? Hören Sie nicht den Jubel? Sehen Sie nicht die Begeisterung? Kann ein fühlendes Herz sich ihr entziehen? Sie sind das einzige. Glauben Sie, daß die große Gemütsbewegung der Massen nicht ihre Früchte tragen, daß diese herrliche Ouvertüre ohne Fortsetzung bleiben wird? Die heute jauchzen —

DER NÖRGLER: — werden morgen klagen.

DER OPTIMIST: Was gilt das einzelne Leid! So wenig wie das einzelne Leben. Der Blick des Menschen ist endlich wieder emporgerichtet. Man lebt nicht nur für materiellen Gewinn, sondern auch —

DER NÖRGLER: — für Orden.

DER OPTIMIST: Der Mensch lebt nicht vom Brote allein.

DER NÖRGLER: Sondern er muß auch Krieg führen, um es nicht zu haben.

DER OPTIMIST: Brot wirds immer geben! Wir leben aber von der Hoffnung auf den Endsieg, an dem nicht zu zweifeln ist und vor dem wir —

DER NÖRGLER: Hungers sterben werden.

DER OPTIMIST: Welch ein Kleinmut! Wie beschämt werden Sie einst dastehn! Verschließen Sie sich nicht, wo Feste gefeiert werden! Die Pforten der Seele sind aufgetan. Das Gedächtnis der Tage, in denen das Hinterland wenn auch

nur durch Empfang des täglichen Berichtes Anteil an den Taten und Leiden einer glorreichen Front nahm, wird der Seele —

DER NÖRGLER: — keine Narbe zurücklassen.

DER OPTIMIST: Die Völker werden aus dem Kriege nur lernen —

DER NÖRGLER: — daß sie ihn künftig nicht unterlassen sollen.

DER OPTIMIST: Die Kugel ist aus dem Lauf und wird der Menschheit —

DER NÖRGLER: — bei einem Ohr hinein und beim andern hinausgegangen sein!

(Verwandlung.)

#### 5. SZENE

Am Ballhausplatz.

GRAF LEOPOLD FRANZ RUDOLF ERNEST VINZENZ INNOCENZ MARIA: Das Ultimatum war prima! Endlich, endlich!

BARON EDUARD ALOIS JOSEF OTTOKAR IGNAZIUS EUSEBIUS MARIA: Foudroyant! No aber auf ein Haar hätten sie's angenommen.

DER GRAF: Das hätt mich rasend agassiert. Zum Glück hab'n wir die zwei Punkterln drin ghabt, unsere Untersuchung auf serbischem Boden und so — na dadrauf sinds halt doch nicht geflogen. Haben 's sich selber zuzuschreiben jetzt, die Serben.

DER BARON: Wann mans recht bedenkt — wegen zwei Punkterln — und also wegen so einer Bagatell is der Weltkrieg ausgebrochen! Rasend komisch eigentlich.

DER GRAF: Dadrauf hab'n wir doch nicht verzichten können, daß wir die zwei Punkterln verlangt hab'n. Warum hab'n sie sich kapriziert, die Serben, daß sie die zwei Punkterln nicht angnommen haben?

DER BARON: No das war ja von vornherein klar, daß sie das nicht annehmerl wern.

DER GRAF: Das hab'n wir eben vorher gewußt. Der Poldi



bigten Tatsache, daß die Wiener Bevölkerung dem schrillen Johlen eines billigen Hurratriotismus abgeneigt ist, angesichts dieses mit Recht erregten Geigenhändlers in weiterem Bogen auszuweichen.

RUFE AUS DER MENGE: »Was wolln denn die zwa Juden do?« »Die schau aa so aus wie zwa vom Balkan!« »Fehlt ihnen nur der Käftan!« »Serben sans!« »Zwa Serben!« »Hochverräter!« »Hauts es!«

*(Die beiden Historiker verschwinden in einem Durchhause.)*

*(Verwandlung.)*

#### 7. SZENE

*Kohlmarkt. Vor der Drehtür am Eingang zum Café Pucher.*

DER ALTE BIACH *(sehr erregt)*: Das einfachste wär, man würde werfen fünf Armeekorps gegen Rußland, wäre die Sache schon erledigt.

DER KAISERLICHE RAT: Selbstredend. Der Hieb ist die beste Parade. Man muß sich nur die Deitschen anschau, wie sie geleistet haben. Ein Elaan! So etwas wie der Durchbruch durch Belgien war noch nicht da! So etwas braucheten wir.

DER KOMPAGNON: Sagen Sie was is also mit Ihrem Sohn?

DER KAISERLICHE RAT: Enthoben, eine Sorg weniger. Aber die Situation — die Situation — glauben Sie mir, es steht nicht gut oben. So etwas wie der Durchbruch durch Belgien — ich sag Ihnen, einen frischen Offensivgeist —

DER KOMPAGNON: Verschaffen Sie uns Belgien her — wern mr auch durchbrechen.

DER DOKTOR: Einen Bismarck brauchten wir —

DER ALTE BIACH: Was hilft jetzt die Kunst der Diplomaten, jetzt sprechen die Waffen! Können wir uns einem Escheck aussetzen? Wenn wir nicht jetzt durchbrechen —

DER NÖRGLER *(will in das Lokal)*: Pardon —

DER DOKTOR: Das leuchtet mir ein. Aber das strategische Moment, das im Bewegungskrieg den Flankenangriff —

DER KURZWARENHÄNDLER: Also verlassen Sie sich darauf, sie sind umzingelt, die Soffi Pollak hat es selber gesagt.

DER ALTE BIACH: Lassen Sie mich aus, sie weiß! Woher, möcht ich wissen!

DER KURZWARENHÄNDLER: Woher? Wo ihr Mann eingedrückt is in der Gartenbau im Reservespital?

DER KAISERLICHE RAT: Es hat doch geheissen, er is enthoben? Umzingelt, das wär großartig, das is nämlich müßts ihr wissen dasselbe wie umklammert.

DER ALTE BIACH *(mit Begierde)*: Umklammern solln sie sie, daß ihnen der Atem ausgeht! Wenn ich nur einmal bei so einer Umklammerung dabei sein könnt!

DER KURZWARENHÄNDLER: Klein kann das, der is im Kriegspressequartier. Gestern hat er geschrieben, daß sie bis zum Weißbluten kommen wern. Früher laßt er nicht locker.

DER KOMPAGNON: Glück muß man haben, dabei zu sein. Sie Dokter wie is das eigentlich mit diesem Kriegspressequartier? Kommt da nur herein, wer untauglich is oder auch wer tauglich is?

DER NÖRGLER: Pardon — *(Sie machen Platz.)*

DER KURZWARENHÄNDLER: Was heißt tauglich? Hereinkommt, wenn einer schreiben kann, aber wenn er nicht schießen will, aber wenn er will, daß die andern schießen.

DER KAISERLICHE RAT: Wie verstehe ich das? Wieso will er nicht schießen, aus Mitleid?

DER KURZWARENHÄNDLER: Nein, aus Vorsicht. Mitleid darf man beim Militär nicht haben und wenn er im Kriegspressequartier is, is er doch so gut wie beim Militär.

DER ALTE BIACH: Dieses Kriegspressequartier muß eine großartige Einrichtung sein! Man kann alles sehn. Es ist ganz nah bei der Front und die Front is bei der Schlacht, also wird Klein beinah in der Schlacht sein, er kann alles sehn, ohne daß es gefährlich is.

DER KOMPAGNON: Da heißt es immer, bei einem modernen Schlachtfeld sieht man gar nix. Also sieht man im Kriegspressequartier sogar noch mehr wie wenn man direkt in der Schlacht is.

DER DOKTOR: Gewissermaßen ja, und man kann sogar über mehrere Fronten auf einmal berichten.

DER KAISERLICHE RAT: Von Klein war ja die packende Schilderung in der Presse, daß die meisten Verwundungen der Unsern an den Außenflächen der Hände und Füße vorkommen, woraus hervorgeht, daß die Russen den Flankenangriff bevorzugen —

DER KURZWARENHÄNDLER: No, ein Roda Roda is er nicht! Da wird noch viel Wasser in den Dnjepr fließen, bis er so schreiben wird wie Roda Roda!

DER KAISERLICHE RAT: Was mir an Roda Roda gefällt is vor allem, daß er fesch is. Er sagt, er will sich morgen an der Drina die Schlacht ansehen und er sieht sie sich an. Fesch!

DER ALTE BIACH: Nutzt nix, man spürt eben den ehemaligen Offizier — den Korsgeist! Mein Sohn is zwar enthoben, intressiert sich aber doch sehr, er will sogar den Streffleer abonnieren.

DER KAISERLICHE RAT: Ich kann mir nicht helfen — ich bin sehr pessimistisch.

DER ALTE BIACH: Was heißt pessimistisch? Was wolln Sie haben, noch is Lemberg in unserem Besitz!

DER KOMPAGNON: No also!

DER DOKTOR: Zu Pessimistisch ist gar kein Grund. Schlimmstenfalls, wenn jetzt die Entscheidung fällt, ist es eine Partie remis.

DER KURZWARENHÄNDLER: Und ich sag Ihnen, ich weiß sogar von einen Herrn vom Ministerium, die Sache is so gut wie gemacht. Wir kommen von rechts, die Deitschen von links und wir zwicken sie, daß ihnen der Atem ausgeht.

DER KAISERLICHE RAT: Schön — aber Serbien?

DER ALTE BIACH (*rabiat*): Serbien? Was heißt Serbien? Serbien wern wir weg fegen!

DER KAISERLICHE RAT: Ich weiß nicht — ich kann mir nicht helfen — der heutige Bericht — man muß zwischen den Zeilen lesen können und wenn man sich die Karte hernimmt — ein Blick auf die Karte zeigt — sogar der einfache Laie — ich kann Ihnen beweisen, Serbien —

DER ALTE BIACH (*gereizt*): Lassen Sie mich aus mit Serbien, Serbien is ein Nebenkriegsschauplatz. Ich ärger mich. Gehn

mr hinein, neugierig bin ich, was heut die Minister sprechen wern — ich schlage vor, meine Herrn, daß wir uns direkt am Nebentisch setzen. (*Sie treten ein.*)

(*Verwandlung.*)

## 8. SZENE

*Eine Straße in der Vorstadt. Man sieht den Laden einer Modistin, eine Pathéphonfirma, das Café Westminster und eine Filiale der Putzerei Söldner & Chini. Es treten auf vier junge Burschen, deren einer eine Leiter, Papierstreifen und Klebestoff trägt.*

ERSTER: Hammr schon wieder einen erwischt! Was steht da? Salon Stern, Modes et Robes. Das überklebn mr als a ganzer!

ZWEITER: No aber der Name könnst doch bleiben und daß mr weiß, was es für ein Geschäft is. Gib her, das mach mr a so (*er klebt und liest vor*) Salo Stern Mode. So gehört sichs. Das is deutsch. Gehmr weiter.

ERSTER: Patephon, da schauts her, was is denn dös? Ist dös franzesisch?

ZWEITER: Nein, das is lateinisch, das darf bleiben, aber da — da les ich: »Musikstücke deutsch, französisch, englisch, italienisch, russisch und hebräisch«.

DRITTER: Wos tan mr do?

ERSTER: Das muß weg als a ganzer!

ZWEITER: Das mach mr a so (*er klebt und liest vor*) »Musikstücke deutsch — hebräisch«. So gehört sichs.

DRITTER: Ja, aber was is denn dös? Ah, da schaurija! Da steht ja Café Westminster, mir scheint das is gar eine englische Bezeichnung!

ERSTER: Du, das laßt sich aber nur im Einverständnis machen, das is ein Kaffeehaus, der Kaffeessieder könnst eine Persönlichkeit sein, wir hätten am End Unannehmlichkeiten. Rufmrn außa, warts. (*Er geht hinein und kehrt augenblicklich mit dem Cafetier zurück, der sichtlich sehr bestürzt ist.*) Sie werden das gewiß einsehn — es ist ein padriotesches Opfer —

Über dem Atlantik befand sich ein barometrisches Minimum; es wanderte ostwärts, einem über Rußland lagernden Maximum zu, und verriet noch nicht die Neigung, diesem nördlich auszuweichen. Die Isothermen und Isotheren taten ihre Schuldigkeit. Die Lufttemperatur stand in einem ordnungsgemäßen Verhältnis zur mittleren Jahrestemperatur, zur Temperatur des kältesten wie des wärmsten Monats und zur aperiodischen monatlichen Temperaturschwankung. Der Auf- und Untergang der Sonne, des Mondes, der Lichtwechsel des Mondes, der Venus, des Saturnringes und viele andere bedeutsame Erscheinungen entsprachen ihrer Voraussage in den astronomischen Jahrbüchern. Der Wasserdampf in der Luft hatte seine höchste Spannkraft, und die Feuchtigkeit der Luft war gering. Mit einem Wort, das das Tatsächliche recht gut bezeichnet, wenn es auch etwas altnodisch ist: Es war ein schöner Augusttag des Jahres 1913.

Autos schossen aus schmalen, tiefen Straßen in die Seichtigkeit heller Plätze. Fußgängerdunkelheit bildete wolkige Schnüre. Wo kräftigere Striche der Geschwindigkeit quer durch ihre lockere Eile führen, verdickten sie sich, rieselten nachher rascher und hatten nach wenigen Schwingungen wieder ihren gleichmäßigen Puls. Hunderte Töne waren zu einem drahtigen Geräusch ineinander verwunden, aus dem einzelne Spitzen vorstanden, längs dessen schneidige Kanten liefen und sich wieder einebneten, von dem klare Töne absplitterten und verflogen. An diesem Geräusch, ohne daß sich seine Besonderheit beschreiben ließe, würde ein Mensch nach jahrelanger Abwesenheit mit geschlossenen Augen erkannt haben, daß er sich in der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien befände. Städte lassen sich an ihrem Gang erkennen wie Menschen. Die Augen öffnend, würde er das gleiche an der Art bemerken, wie die Bewegung in den Straßen schwingt, bei weitem früher als er es durch irgendeine bezeichnende Einzelheit herausfände. Und wenn er sich, das zu können, nur einbilden sollte, schadet es auch nichts. Die Überschätzung der Frage, wo man sich befinde, stammt aus der Hordenzeit, wo man sich die Futterplätze merken mußte. Es wäre wichtig, zu wissen, warum man sich bei einer roten Nase ganz ungenau damit begnügt, sie sei rot, und nie danach fragt, welches besondere Rot sie habe, obgleich sich das durch die Wellenlänge auf Mikromillimeter genau ausdrücken ließe; wogegen man bei etwas so viel Verwickelterem, wie es eine Stadt ist, in der man

Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften



sich aufhält, immer durchaus genau wissen möchte, welche besondere Stadt das sei. Es lenkt von Wichtigerem ab.

Es soll also auf den Namen der Stadt kein besonderer Wert gelegt werden. Wie alle großen Städte bestand sie aus Unregelmäßigkeit, Wechsel, Vorgleiten, Nichtschrittthalten, Zusammenstoßen von Dingen und Angelegenheiten, bodenlosen Punkten der Stille dazwischen, aus Bahnen und Ungebahnten, aus einem großen rhythmischen Schlag und der ewigen Verstimmung und Verschiebung aller Rhythmen gegeneinander, und gleich im ganzen einer kochenden Blase, die in einem Gefäß ruht, das aus dem dauerhaften Stoff von Häusern, Gesetzen, Verordnungen und geschichtlichen Überlieferungen besteht. Die beiden Menschen, die darin eine breite, belebte Straße hinaufgingen, hatten natürlich gar nicht diesen Eindruck. Sie gehörten ersichtlich einer bevorzugten Gesellschaftsschicht an, waren vornehm in Kleidung, Haltung und in der Art, wie sie miteinander sprachen, trugen die Anfangsbuchstaben ihrer Namen bedeutsam auf ihre Wäsche gestickt, und ebenso, das heißt nicht nach außen gekehrt, wohl aber in der feinen Unterwäsche ihres Bewußtseins, wußten sie, wer sie seien und daß sie sich in einer Haupt- und Residenzstadt auf ihrem Platze befanden. Angenommen, sie würden Arnheim und Ermelinda Tuzzi heißen, was aber nicht stimmt, denn Frau Tuzzi befand sich im August in Begleitung ihres Gatten in Bad Aussee und Dr. Arnheim noch in Konstantinopel, so steht man vor dem Rätsel, wer sie seien. Lebhaftere Menschen empfinden solche Rätsel sehr oft in den Straßen. Sie lösen sich in bemerkenswerter Weise dadurch auf, daß man sie vergißt, falls man sich nicht während der nächsten fünfzig Schritte erinnern kann, wo man die beiden schon gesehen hat. Diese beiden hielten nun plötzlich ihren Schritt an, weil sie vor sich einen Auflauf bemerkten. Schon einen Augenblick vorher war etwas aus der Reihe gesprungen, eine quer schlagende Bewegung; etwas hatte sich gedreht, war seitwärts gerutscht, ein schwerer, jäh gebremster Lastwagen war gestrandet dastand. Wie die Bienen um das Flugloch hatten sich im Nu Menschen um einen kleinen Fleck angesetzt, den sie in ihrer Mitte freiließen. Von seinem Wagen herabgekommen, stand der Lenker darin, grau wie Packpapier, und erklärte mit groben Gebärden den Unglücksfall. Die Blicke der Hinzukommenden richteten sich auf ihn und sanken dann vorsichtig in die Tiefe des Lochs, wo man einen Mann, der wie tot dalag, an die Schwelle des Gelsteigs gebettet hatte. Er war durch seine eigene Unachtsamkeit zu Schaden gekommen, wie allgemein zugegeben wurde. Abwechselnd knieten Leute bei ihm nieder, um etwas mit ihm anzufangen; man öffnete seinen Rock und schloß ihn wieder, man versuchte ihn aufzurichten oder im Gegenteil,

ihn wieder hinzulegen; eigentlich wollte niemand etwas anderes damit, als die Zeit ausfüllen, bis mit der Rettungsgesellschaft sachkundige und befugte Hilfe käme.

Auch die Dame und ihr Begleiter waren herangeraten und hatten über Köpfe und gebeugte Rücken hinweg, den Daliegenden betrachtet. Dann traten sie zurück und zögerten. Die Dame fühlte etwas Unangenehmes in der Herz-Magengrube, das sie berechtigt war für Mitleid zu halten; es war ein unentschlossenes, lähmendes Gefühl. Der Herr sagte nach einigem Schweigen zu ihr: «Diese schweren Kraftwagen, wie sie hier verwendet werden, haben einen zu langen Bremsweg.» Die Dame fühlte sich dadurch erleichtert und dankte mit einem aufmerksamen Blick. Sie hatte dieses Wort wohl schon manchmal gehört, aber sie wußte nicht, was ein Bremsweg sei, und wollte es auch nicht wissen; es genügte ihr, daß damit dieser gräßliche Vorfall in irgend eine Ordnung zu bringen war und zu einem technischen Problem wurde, das sie nicht mehr unmittelbar anging. Man hörte jetzt auch schon die Pfeife eines Rettungswagens schrillen, und die Schnelligkeit seines Eintreffens erfüllte alle Wartenden mit Genugtuung. Bewundernswert sind diese sozialen Einrichtungen. Man hob den Verunglückten auf eine Tragbahre und schob ihn mit dieser in den Wagen. Männer in einer Art Uniform waren um ihn bemüht, und das Innere des Fuhrwerks, das der Blick erhaschte, sah so sauber und regelmäßig wie ein Krankensaal aus. Man ging fast mit dem berechtigten Eindruck davon, daß sich ein gesetzliches und ordnungsmäßiges Ereignis vollzogen habe. «Nach den amerikanischen Statistiken», so bemerkte der Herr, «werden dort jährlich durch Autos 190.000 Personen getötet und 450.000 verletzt.»

«Meinen Sie, daß er tot ist?» fragte seine Begleiterin und hatte noch immer das unberechtigte Gefühl, etwas Besonderes erlebt zu haben. «Ich hoffe, er lebt» erwiderte der Herr. «Als man ihn in den Wagen hob, sah es ganz so aus.»

### *Haus und Wohnung des Mannes ohne Eigenschaften*

Die Straße, in der sich dieser kleine Unglücksfall ereignet hatte, war einer jener langen, gewundenen Verkehrsflüsse, die strahlenförmig am Kern der Stadt entspringen, die äußeren Bezirke durchziehen und in die Vorstädte münden. Sollte ihm das elegante Paar noch eine Weile weiter gefolgt sein, so würde es etwas gesehen haben, das ihm gewiß gefallen hätte. Das war ein teilweise noch erhalten gebliebener Garten



wurde, die festbegründet dastanden in Ansehen und Macht und wir haben das groteske Schauspiel miterlebt, wie subalterne Naturen, bis dahin in ihrer Machtsphäre auf kleine Leute eingeschränkt, gleich entfesselten Fanghunden sich des ihnen überlassenen plötzlichen Freiwildes beutegierig bemächtigen durften.

Der Krieg, der alles von oberst zu unterst kehrt, hat, unter dem Diktat gebietsräuberischer Notwendigkeiten, nicht in jedem Falle vor Macht und Ansehen Halt machen können und dies war gut und gesund.

So sehr sich aber auch die alte Lehre bestätigt hat, daß in Österreich auf gute Beziehungen nicht dauernd Verlaß ist, so sind in der Hauptsache doch die Machtverhältnisse unseres allen Klassenstaates unberührt geblieben. Dr. Kramarz und Dr. Kranz, ja selbst Vater Schönwald kommen wieder zu Ehren und der Landesgerichtsrat, eine zeitlang zu glänzenden Aufgaben berufen, kehrt trübselig zur Aburteilung bodenständiger Defraudanten und abtreibender Hebammen zurück. Der eine oder der andere Charakterthlet unter den Funktionären des Staates, der gar zu eifrig die Intentionen des Tages abgehört und wahrgenommen hat, wird an sich erleben, was jenem berühmten Staatssekretär Davison der Königin Elisabeth von England widerfuhr, der für die Vollstreckung des Urteils an Maria Stuart verantwortlich gemacht worden ist, obgleich ihm dieses Urteil zum Zwecke der Vollstreckung eingehändigt worden war. Die durch den Stimmungsumschwung überholte Tat wird von den Befehlshabern als Eigenmächtigkeit erklärt, das dienstfeilige Werkzeug schutzlos dem öffentlichen Tadel preisgegeben, wird verleugnet und präterfert. Keinem, der sich dem Übermut und den kurzstichtigen Rachegellüsten vorübergehender Macht rechtsvergessen hingegen hat, wird Beschämung und Strafe erspart bleiben. Die Auffassungen über Staatsnotwendigkeit wechseln kaleidoskopartig und nur der macht auf die Dauer eine gute Figur, dessen Gesinnung am ehernen Felsen des Rechtes verankert ist.

## Walther Rode

Man lese mit Belehrung und Genuß die bezeichnenden Worte im Kranz-Urteil des Kassationshofes: »Es obwalten Bedenken gegen die Richtigkeit der dem Urteil zugrunde gelegten Tatsachen, ein anderes Bild über die fragliche Tätigkeit des Dr. Kranz ist aufgekomen.« Was mag da hinter den Kulissen vorgegangen sein?

Alles fließt, alles wird fraglich, alles hat täglich ein anderes Bild in unserem wechselvollen Österreich. Abgestrafter Hochverräter oder Preistreiber von gestern; gehätschelter Patriot, genialer Macher und Finanzmann von morgen. Gestern noch der Staatsanwalt ein Hannibal ante portas der Bankpalais, morgen ein Hannibal ante chambres. Die Rache bei uns ist süß, aber kurz. Wir sind stark im Anlauf, stark in Ultimatum, schwach im Durchhalten. Niemand ist mehr, allseitiger, unverschämter preisgetrieben worden als nach dem Kranz-Prozess, nachdem die Preistreiberei in der Theorie zum Verbrechen erklärt, gleichzeitig aber in der Praxis ihre Verfolgung eingestellt worden ist.

(1917)

## Circenses

*Der Unblütige.* Also weiteres Blut vergießen? Nach Minenwerfern und Handgranaten auch noch den Galgen? Vergiß doch nicht, daß auch der Galgen, nach dem Du rufst, seit dem 26. Juli 1914 in allen Gauen des ehemaligen Österreich Konzerte gegeben hat. Weg mit dem Leichengeruch aus der Verwaltung! Wieder würden die Unrichtigen baumeln. Die Schuldigen sind über alle Berge oder haben sich in die neue Zeit geschwungen; die armen Teufel werden diejenigen sein, die das Revolutionstribunal, fehlgreifend wie Gerichte überhaupt, urteilsmäßig zu Vertretern einer Schuld stem-peln würde, die unmöglich die ihrige gewesen sein kann.

*Der Blütige.* Arme Teufel? Wer kein Donaukanalwasser in den Adern hat, sondern historischen Sinn und instinktmäßigen Haß

gegen die Verderber des Reiches, die Treibjäger und Verächter des Volkes und gegen die Herren Justizmörder, läßt sich durch die Mitleidwerbenden Figuren herabgekommener Stolz nicht täuschen und nicht rühren. Tun Dir die Rotmäntel leid und die flüschengrünen Hofrichternaturen und alle die Reigenführer und Kronprinzen des völkermordenden schwarzelben Regimentes, weil sie heute wie begossene Pudel umherlaufen? Der Rotmantel von gestern hat sich als Schlossergehilfe entpuppt; sehr wahr, aber ich habe seinen Mantel mit blutigstem Unterfutter nicht vergessen, obgleich er – ein sich stets gleichbleibender Freund persönlicher Sicherheit – dieses Stigma seiner Niederlagen in den Schrank versteckt hat. Dem gewendeten Purpurmantel muß der dazugehörige Schlossergehilfe nach. Arme Teufel! Beurteile den Verbrecher nicht nach der Gestalt, die er sich vor dem Richter gibt; denke ihn Dir im Hauptquartier boshafte Todesurteile unbedenklich bestätigend, oder hoch zu Roß mit seinem Stabe, oder den Befehl zur Überschreitung der Piave leichten Herzens unterschreibend.

*Der Unblütige.* Du Narr, was gewinnst Du durch Aufrührung der Vergangenheit für die gemeine Sache? Haben wir Zeit zu blutiger Abrechnung, die wir auf den Trümmern eines zusammengebrochenen Reiches, verlassen von der ganzen Welt, einen neuen Staat aufzimmern müssen?

*Der Blütige.* Vereinsmeier, blutloser! Weißt Du, was das ist, ein neuer Staat? Kann ein neuer Staat entstehen, solange die Typen, die den alten verdorben haben, noch leben, solange sie und ihresgleichen nicht ausgerottet sind, solange der letzte Vertreter des alten Geistes sich noch nicht in eine Kohlengrube verkrochen hat? Mein guter Freund! Eine Revolution ohne Galgen ist wie eine Hochzeit ohne Musik. Wie willst Du dem Volk den Wechsel des Regimes, den neuen Geist, seinen Sieg über die Mächte der Vergangenheit zur Anschauung bringen, wenn nicht durch mitleidlose Schlachtung seiner Peiniger? Weil keine Tuilleries zu

erstürmen waren, weil sich die alte Staatsgewalt zurückgezogen hat wie ein erappter Dieb, weil Karl der Letzte, durch Gottesgnaden und durch die Liebe von 50 Millionen Herrscher dieses Reiches, kampflös, jedoch unter Hervorhebung seiner Verdienste und Vorbehalt der Wiederverwendung abging, nachdem die Armee, das Instrument seiner Herrschaft, bis zum letzten Fahrkanonier seinen Händen entglitten war, weil die Herren Übeltäter beim ersten Verhör gestanden haben, sollen sie glatt begnadigt werden? Erst heißt es ausjäten, ehe man neu anbauet.

Die wichtigste Aufgabe der Republik ist es, sich in der Wiege zu behaupten. Kann sie sich nicht aufraffen zu einem betäubenden Schlag gegen die Vergangenheit, weder Gegenwart, noch Zukunft sind ihr sicher.

(1919)

### Ljubicic

Sie haben einen General, der vierzehnmal den Befehl erteilt hat, Verdächtige ohne gerichtliches Urteil umzubringen, unterlassenen Aktenstudiums halber der fahrlässigen Tötung schuldig befunden, ihn von diesem Vergehen jedoch, weil dasselbe verjährt war, freigesprochen. Hat man etwas annähernd gleich Vertrotteltes jemals gehört?

Aber kann man sich darüber wundern, daß Herr Zwiedinek Herrn Ljubicic freigesprochen hat? Zwiedinek ist der Ljubicic der Justiz wie Ljubicic der Zwiedinek der Armeeführung gewesen ist. Ljubicic hat ein Kommando verloren, Zwiedinek aber übt es noch aus. Das gesammelte Europa hat die österreichische Armee, den alten österreichischen Kaiserstaat, zertrümmert, das Mandat, dieses vermoderte Altösterreich aus seinen letzten Schlupfwinkeln, aus Bureaus und Justizsenaten hinauszurüchern, glaubte es der jungen österreichischen Republik übertragen zu dürfen. Und was



Arthur Schnitzler:  
Lieutenant Gustl

Ah, ein Solo! Wer ist das? Alt: Fräulein Walker, Sopran: Fräulein Michalek ... das ist wahrscheinlich Sopran ... Lang' war ich schon nicht in der Oper. In der Oper unterhalt' ich mich immer, auch wenn's langweilig ist. Übermorgen könnt' ich eigentlich wieder hineingeh'n, zur »Traviata«. Ja, übermorgen bin ich vielleicht schon eine tote Leiche! Ah, Unsinn, das glaub' ich selber nicht! Warten S' nur, Herr Doktor, Ihnen wird's vergeh'n, solche Bemerkungen zu machen! Das Nasenspitzel hau' ich Ihnen herunter ...

Wenn ich die in der Loge nur genau sehen könnt'! Ich möcht' mir den Operngucker von dem Herrn neben mir ausleih'n, aber der frisst mich ja auf, wenn ich ihn in seiner Andacht stör' ... In welcher Gegend die Schwester vom Kopetzky steht? Ob ich sie erkennen möcht'? Ich hab' sie ja nur zwei oder drei Mal gesehen, das letzte Mal im Offizierskasino ... Ob das lauter anständige Mädeln sind, alle hundert? O jeh! ... »Unter Mitwirkung des Singvereins!« – Singverein ... komisch! Ich hab' mir darunter eigentlich immer so was Ähnliches vorgestellt, wie die Wiener Tanzsängerinnen, das heißt, ich hab' schon gewusst, dass es was anderes ist! ... Schöne Erinnerungen! Damals beim »Grünen Tor« ... Wie hat sie nur geheiß'n? Und dann hat sie mir einmal eine Ansichtskarte aus Belgrad geschickt ... auch eine schöne Gegend! – Der Kopetzky hat's gut, der sitzt jetzt längst im Wirtshaus und raucht seine Virginia! ...

Was guckt mich denn der Kerl dort immer an? Mir scheint, der merkt, dass ich mich langweil' und nicht herg'hör ... Ich möcht' Ihnen raten, ein etwas weniger freches Gesicht zu machen, sonst stell' ich Sie mir nachher im Foyer! – Schaut schon weg! ... Dass sie alle vor meinem Blick so eine Angst hab'n ... »Du hast die schönsten Augen, die mir je vorgekommen sind!« hat neulich die Steffi gesagt ... O Steffi, Steffi, Steffi! – Die Steffi ist eigentlich schuld, dass ich dasitz' und mir stundenlang vorlamentie-

Wie lang wird denn das noch dauern? Ich muss auf die Uhr schauen ... schickt sich wahrscheinlich nicht in einem so ernsten Konzert. Aber wer sieht's denn? Wenn's einer sieht, so passt er gerade so wenig auf, wie ich, und vor dem brauch' ich mich nicht zu genieren ... Erst viertel auf Zehn? ... Mir kommt vor, ich sitz' schon drei Stunden in dem Konzert. Ich bin's halt nicht gewohnt ... Was ist es denn eigentlich? Ich muss das Programm anschauen ... Ja, richtig: Oratorium! Ich hab' gemeint: Messe. Solche Sachen gehören doch nur in die Kirche! Die Kirche hat auch das Gute, dass man jeden Augenblick fortgehen kann. – Wenn ich wenigstens einen Ecksitz hätt'! – Also Geduld, Geduld! Auch Oratorien nehmen ein End'! Vielleicht ist es sehr schön, und ich bin nur nicht in der Laune. Woher sollt' mir auch die Laune kommen? Wenn ich denke, dass ich hergekommen bin, um mich zu zerstreuen ... Hätt' ich die Karte lieber dem Benedek geschenkt, dem machen solche Sachen Spaß; er spielt ja selber Violine. Aber da wär' der Kopetzky beleidigt gewesen. Es war ja sehr lieb von ihm, wenigstens gut gemeint. Ein braver Kerl, der Kopetzky! Der einzige, auf den man sich verlassen kann ... Seine Schwester singt ja mit unter denen da oben. Mindestens hundert Jungfrauen, alle schwarz gekleidet; wie soll ich sie da herausfinden? Weil sie mitsingt, hat er auch das Billet gehabt, der Kopetzky ... Warum ist er denn nicht selber gegangen? – Sie singen übrigens sehr schön. Es ist sehr erhehend – sicher! Bravo! bravo! ... Ja, applaudieren wir mit. Der neben mir klatscht wie verrückt. Ob's ihm wirklich so gut gefällt? – Das Mädle drüben in der Loge ist sehr hübsch. Sieht sie mich an oder den Herrn dort mit dem blonden Vollbart? ...

ren lassen muss. – Ah, diese ewige Abschreiberei von der Steffi geht mir wirklich schon auf die Nerven! Wie schön hätt' der heutige Abend sein können. Ich hätt' große Lust, das Briefle von der Steffi zu lesen. Da hab' ich's ja. Aber wenn ich die Brieftasche herausnehm', frisst mich der Kerl daneben auf! – Ich weiß ja, was drinsteht ... sie kann nicht kommen, weil sie mit »ihm« nachtmahlen gehen muss. ... Ah, das war komisch vor acht Tagen, wie sie mit ihm in der Gartenbaugesellschaft gewesen ist, und ich vis-à-vis mit'm Kopetzky; und sie hat mir immer die Zeichen gemacht mit den Augerln, die verabredeten. Er hat nichts gemerkt – unglaublich! Muss übrigens ein Jud' sein! Freilich, in einer Bank ist er, und der schwarze Schnurrbart ... Reservelieutenant soll er auch sein! Na, in mein Regiment sollt' er nicht zur Waffenübung kommen! Überhaupt, dass sie noch immer so viel Juden zu Offizieren machen – da pfeif ich auf'n ganzen Antisemitismus! Neulich in der Gesellschaft, wo die G'schicht' mit dem Doktor passiert ist bei den Mannheimers ... die Mannheimer selber sollen ja auch Juden sein, getauft natürlich ... denen merkt man's aber gar nicht an – besonders die Frau ... so blond, bildhübsch die Figur ... War sehr amüsant im ganzen. Famoses Essen, großartige Zigarren ... Na ja, wer hat's Geld? ...

Bravo, bravo! Jetzt wird's doch bald aus sein? – Ja, jetzt steht die ganze G'sellschaft da droben auf ... sieht sehr gut aus – imposant! – Orgel auch? ... Orgel hab' ich sehr gern ... So, das lass' ich mir g'fallen – sehr schön! Es ist wirklich wahr, man sollt' öfter in Konzerte gehen ... Wunderschön ist's g'wesen, werd' ich dem Kopetzky sagen ... Werd' ich ihn heut' im Kaffeehaus treffen? – Ah, ich hab' gar keine Lust, in's Kaffeehaus zu geh'n; hab' mich gestern so gefigelt! Hundertsechzig Gulden auf einem Sitz verspielt – zu dumm! Und wer hat alles gewonnen? Der Ballert, grad' der, der's nicht notwendig hat ... Der Ballert ist eigentlich



schuld, dass ich in das blöde Konzert hab' geh'n müssen ... Na ja, sonst hätt' ich heut' wieder spielen können, vielleicht doch was zurückgewonnen. Aber es ist ganz gut, dass ich mir selber das Ehrenwort gegeben hab', einen Monat lang keine Karte anzurühren ... Die Mama wird wieder ein G'sicht machen, wenn sie meinen Brief bekommt! – Ah, sie soll zum Onkel geh'n, der hat Geld wie Mist; auf die paar hundert Gulden kommt's ihm nicht an. Wenn ich's nur durchsetzen könnt', dass er mir eine regelmäßige Sustentation giebt ... aber nein, um jeden Kreuzer muss man extra betteln. Dann heißt's wieder: Im vorigen Jahr war die Ernte schlecht! ... Ob ich heuer im Sommer wieder zum Onkel fahren soll auf vierzehn Tag'? Eigentlich langweilt man sich dort zum Sterben ... Wenn ich die ... wie hat sie nur geheißt? ... Es ist merkwürdig, ich kann mir keinen Namen merken! ... Ah, ja: Etelka! ... Kein Wort deutsch hat sie verstanden, aber das war auch nicht notwendig ... hab' gar nichts zu reden brauchen! ... Ja, es wird ganz gut sein, vierzehn Tage Landluft und vierzehn Nächt' Etelka oder sonstwer ... Aber acht Tag' sollt' ich doch auch wieder beim Papa und bei der Mama sein ... Schlecht hat sie ausg'seh'n heuer zu Weihnachten ... Na, jetzt wird die Kränkung schon überwunden sein. Ich an ihrer Stelle wär' froh, dass der Papa in Pension gegangen ist. – Und die Klara wird schon noch einen Mann kriegen ... Der Onkel kann schon was hergeben ... Achtundzwanzig Jahr', das ist doch nicht so alt ... Die Steffi ist sicher nicht jünger ... Aber es ist merkwürdig: die Frauenzimmer erhalten sich länger jung. Wenn man so bedenkt: die Maretti neulich in der »Madame Sans-Gêne« – siebenunddreißig Jahr ist sie sicher, und sieht aus ... Na, ich hätt' nicht nein g'sagt! – Schad', dass sie mich nicht g'fragt hat ...

Heiß wird's! Noch immer nicht aus? Ah, ich freu' mich so auf die frische Luft! Werd' ein bissl spazieren geh'n, über'n Ring ... Heut' heißt's: früh in's Bett, morgen Nach-

10

mittag frisch sein! Komisch, wie wenig ich daran denk', so egal ist mir das! Das erste Mal hat's mich doch ein bissl aufgeregt. Nicht, dass ich Angst g'habt hätt'; aber nervos bin ich gewesen in der Nacht vorher ... Freilich, der Oberlieutenant Bisanz war ein ernster Gegner. – Und doch, nichts ist mir g'scheh'n! ... Auch schon anderthalb Jahr' her. Wie die Zeit vergeht! Und wenn mir der Bisanz nichts getan hat, der Doktor wird mir schon gewiss nichts tun! Obzwar, gerade diese ungeschulten Fechter sind manchmal die gefährlichsten. Der Doschintzky hat mir erzählt, dass ihn ein Kerl, der das erste Mal einen Säbel in der Hand gehabt hat, auf ein Haar abgestochen hätt'; und der Doschintzky ist heut' Fechtlehrer bei der Landwehr. Freilich – ob er damals schon soviel können hat ... Das Wichtigste ist: kaltes Blut. Nicht einmal einen rechten Zorn hab' ich mehr in mir, und es war doch eine Frechheit – unglaublich! Sicher hätt' er sich's nicht getraut, wenn er nicht Champagner getrunken hätt' vorher ... So eine Frechheit! Gewiss ein Sozialist! Die Rechtsverdreher sind doch heutzutage' alle Sozialisten! Eine Bande ... am liebsten möchten sie gleich 's ganze Militär abschaffen; aber wer ihnen dann helfen möcht', wenn die Chinesen über sie kommen, daran denken sie nicht. Blödsinten! – Man muss gelegentlich ein Exempel statuieren. Ganz recht hab' ich g'habt. Ich bin froh, dass ich ihn nimmer auslassen hab' nach der Bemerkung. Wenn ich dran denk', werd' ich ganz wild! Aber ich hab' mich famos benommen; der Oberst sagt auch, es war absolut korrekt. Wird mir überhaupt nützen, die Sache. Ich kenn' manche, die den Burschen hätten durchschlüpfen lassen. Der Müller sicher, der wär' wieder objektiv gewesen oder so was. Mit dem Objektivsein hat sich noch jeder blamiert ... »Herr Lieutenant!« ... schon die Art, wie er »Herr Lieutenant« gesagt hat, war unverschämt! ... »Sie werden mir doch zugeben müssen« ... – Wie sind wir denn nur d'rauf gekom-

11

men? Wieso hab' ich mich mit dem Sozialisten in ein Gespräch eingelassen? Wie hat's denn nur angefangen? ... Mir scheint, die schwarze Frau, die ich zum Buffet geführt hab', ist auch dabei gewesen ... und dann dieser junge Mensch, der die Jagdbilder malt – wie heißt er denn nur? ... Meiner Seel', der ist an der ganzen Geschichte schuld gewesen! Der hat von den Manövern geredet; und dann erst ist dieser Doktor dazugekommen und hat irgendwas g'sagt, was mir nicht gepasst hat, von Kriegsspielerei oder so was – aber wo ich noch nichts hab' reden können ... Ja, und dann ist von den Kadettenschulen gesprochen worden ... ja, so war's ... und ich hab' von einem patriotischen Fest erzählt ... und dann hat der Doktor gesagt – nicht gleich, aber aus dem Fest hat es sich entwickelt – »Herr Lieutenant, Sie werden mir doch zugeben, dass nicht alle Ihre Kameraden zum Militär gegangen sind, ausschließlich um das Vaterland zu verteidigen!« So eine Frechheit! Das wagt so ein Mensch einem Offizier in's Gesicht zu sagen! Wenn ich mich nur erinnern könnt', was ich d'rauf geantwortet hab'? ... Ah ja, etwas von Leuten, die sich in Dinge dreinmengen, von denen sie nichts versteh'n ... Ja, richtig ... und dann war einer da, der hat die Sache gütlich beilegen wollen, ein älterer Herr mit einem Stockschnupfen ... Aber ich war zu wütend! Der Doktor hat das absolut in dem Ton gesagt, als wenn er direkt mich gemeint hätt'. Er hätt' nur noch sagen müssen, dass sie mich aus dem Gymnasium hinaus'schmissen haben und dass ich deswegen in die Kadettenschul' gesteckt worden bin ... Die Leut' können eben unseiner'n nicht versteh'n, sie sind zu dumm dazu ... Wenn ich mich so erinner', wie ich das erste Mal den Rock angehabt hab', sowas erlebt eben nicht ein jeder ... Im vorigen Jahr' bei den Manövern – ich hätt' was drum gegeben, wenn's plötzlich Ernst gewesen wär' ... Und der Mirovic hat mir g'sagt, es ist ihm ebenso gegangen. Und dann, wie

12

Seine Hoheit die Front abgeritten sind, und die Ansprache vom Obersten – da muss Einer schon ein ordentlicher Lump sein, wenn ihm das Herz nicht höher schlägt ... Und da kommt so ein Tintenfisch daher, der sein Lebtage nichts getan hat, als hinter den Büchern gesessen, und erlaubt sich eine freche Bemerkung! ... Ah, wart' nur, mein Lieber – bis zur Kampfunfähigkeit ... jawohl, Du sollst so kampfunfähig werden ...

Ja, was ist denn? Jetzt muss es doch bald aus sein? ... »Ihr, seine Engel, lobet den Herrn« ... – Freilich, das ist der Schlusschor ... Wunderschön, da kann man gar nichts sagen. Wunderschön! – Jetzt hab' ich ganz die aus der Loge vergessen, die früher zu kokettieren angefangen hat. Wo ist sie denn? ... Schon fortgegangen ... Die dort scheint auch sehr nett zu sein ... Zu dumm, dass ich keinen Operngucker bei mir hab'! Der Brunenthaler ist ganz gescheit, der hat sein Glas immer im Kaffeehaus bei der Kassa liegen, da kann einem nichts g'scheh'n ... Wenn sich die Kleine da vor mir nur einmal umdreh'n möcht'! So brav sitzt s' alleweil da. Das neben ihr ist sicher die Mama. – Ob ich nicht doch einmal ernstlich an's Heiraten denken soll? Der Willy war nicht älter als ich, wie er hineingesprungen ist. Hat schon was für sich, so immer gleich ein hübsches Weiberl zu Haus vorrätig zu haben ... Zu dumm, dass die Steffi grad heut' keine Zeit hat! Wenn ich wenigstens wüsste, wo sie ist, möcht' ich mich wieder vis-à-vis von ihr hinsetzen. Das wär' eine schöne G'schicht', wenn ihr der d'raufkommen möcht', da hätt' ich sie am Hals ... Wenn ich so denk', was dem Fließ sein Verhältnis mit der Winterfeld kostet! Und dabei betrügt sie ihn hinten und vorn. Das nimmt noch einmal ein Ende mit Schrecken ... Bravo, bravo! Ah, aus! ... So, das tut wohl, aufsteh'n können, sich rühren ... Na, vielleicht! Wie lang' wird der da noch brauchen, um sein Glas in's Futteral zu stecken? ...

13



»Pardon, pardon, wollen mich nicht hinauslassen?« ...

Ist das ein Gedränge! Lassen wir die Leut' lieber vorbeipassieren ... Elegante Person ... ob das echte Brillanten sind? ... Die da ist nett ... Wie sie mich anschaut! ... O ja, mein Fräulein, ich möcht' schon! ... O, die Nase! – Jüdin ... Noch eine ... Es ist doch fabelhaft, da sind auch die Hälfte Juden ... nicht einmal ein Oratorium kann man mehr in Ruhe genießen ... So, jetzt schließen wir uns an ... Warum drängt denn der Idiot hinter mir? Das werd' ich ihm abgewöhnen ... Ah, ein älterer Herr! ... Wer grüßt mich denn dort von drüben? ... Habe die Ehre, habe die Ehre! Keine Ahnung hab' ich, wer das ist ... Das Einfachste wär', ich ging gleich zum Leidinger hinüber nachtmahlen ... oder soll ich in die Gartenbaugesellschaft? Am End' ist die Steffi auch dort? Warum hat sie mir eigentlich nicht geschrieben, wohin sie mit ihm geht? Sie wird's selber noch nicht gewusst haben. Eigentlich schrecklich, so eine abhängige Existenz ... Armes Ding! – So, da ist der Ausgang ... Ah, die ist aber bildschön! Ganz allein? Wie sie mich anlacht. Das wär' eine Idee, der geh' ich nach! ... So, jetzt die Treppen hinunter ... Oh, ein Major von Fünfundneunzig ... Sehr liebenswürdig hat er gedankt ... Bin doch nicht der einzige Offizier herin gewesen ... Wo ist denn das hübsche Mädle? Ah, dort ... am Geländer steht sie ... So, jetzt heißt's noch zur Garderobe ... Dass mir die Kleine nicht auskommt ... Hat ihm schon! So ein elender Fratz! Lasst sich da von einem Herrn abholen, und jetzt lacht sie noch auf mich herüber! – Es ist doch keine was wert ... Herrgott, ist das ein Gedränge bei der Garderobe! ... Warten wir lieber noch ein bisserl ... So! Ob der Blödist meine Nummer nehmen möcht'? ...

»Sie, zweihundertvierundzwanzig! Da hängt er! Na, hab'n Sie keine Augen? Da hängt er! Na, Gott sei Dank! ... Also bitte!« ... Der Dicke da verstellt einem schier die ganze Garderobe ... »Bitte sehr!« ...

14

»Geduld, Geduld!« «

Was sagt der Kerl?

»Nur ein bisserl Geduld!« «

Dem muss ich doch antworten ... »Machen Sie doch Platz!«

»Na, Sie werden's auch nicht versäumen!« «

Was sagt er da? Sagt er das zu mir? Das ist doch stark! Das kann ich mir nicht gefallen lassen! »Ruhig!«

»Was meinen Sie?« «

Ah, so ein Ton! Da hört sich doch alles auf!

»Stoßen Sie nicht!« «

»Sie, halten Sie das Maul!« Das hätt' ich nicht sagen sollen, ich war zu grob ... Na, jetzt ist's schon g'scheh'n!

»Wie meinen?« «

Jetzt dreht er sich um ... Den kenn' ich ja! – Donnerwetter, das ist ja der Bäckermeister, der immer in's Kaffeehaus kommt ... Was macht denn der da? Hat sicher auch eine Tochter oder so was bei der Singakademie ... Ja, was ist denn das? Ja, was macht er denn? Mir scheint gar ... ja, meiner Seel', er hat den Griff von meinem Säbel in der Hand ... Ja, ist der Kerl verrückt? ... »Sie, Herr ...«

»Sie, Herr Lieutenant, sein S' jetzt ganz stad.« «

Was sagt er da? Um Gotteswillen, es hat's doch keiner gehört? Nein, er red't ganz leise ... Ja, warum lasst er denn meinen Säbel net aus? ... Herrgott noch einmal ... Ah, da heißt's rabiat sein ... ich bring' seine Hand vom Griff nicht weg ... nur keinen Skandal jetzt! ... Ist nicht am End' der Major hinter mir? ... Bemerk't's nur niemand, dass er den Griff von meinem Säbel hält? Er red't ja zu mir! Was red't er denn?

»Herr Lieutenant, wenn Sie das geringste Aufsehen machen, so zieh' ich den Säbel aus der Scheide, zerbrech' ihn und schick' die Stück' an Ihr Regimentskommando. Versteh'n Sie mich, Sie dummer Bub?« «

15

Was hat er g'sagt? Mir scheint, ich träum'! Red't er wirklich zu mir? Ich sollt' was antworten ... Aber der Kerl macht ja Ernst – der zieht wirklich den Säbel heraus. Herrgott – er tut's! ... Ich spür's, er reißt schon dran! Was red't er denn? ... Um Gotteswillen, nur kein' Skandal -- Was red't er denn noch immer?

»Aber ich will Ihnen die Karriere nicht verderben ... Also, schön brav sein! ... So, hab'n S' keine Angst, 's hat niemand was gehört ... es ist schon alles gut ... so! Und damit keiner glaubt, dass wir uns gestritten haben, werd' ich jetzt sehr freundlich mit Ihnen sein! – Habe die Ehre, Herr Lieutenant, hat mich sehr gefreut – habe die Ehre!« «

Um Gotteswillen, hab' ich geträumt? ... Hat er das wirklich gesagt? ... Wo ist er denn? ... Da geht er ... Ich müsst' ja den Säbel ziehen und ihn zusammenhauen -- Um Gotteswillen, es hat's doch niemand gehört? ... Nein, er hat ja nur ganz leise geredet, mir in's Ohr ... Warum geh' ich denn nicht hin und hau' ihm den Schädel auseinander? ... Nein, es geht ja nicht, es geht ja nicht ... gleich hätt' ich's tun müssen ... Warum hab' ich's denn nicht gleich getan? ... Ich hab's ja nicht können ... er hat ja den Griff nicht ausgelassen, und er ist zehnmal stärker als ich ... Wenn ich noch ein Wort gesagt hätt', hätt' er mir wirklich den Säbel zerbrochen ... Ich muss ja noch froh sein, dass er nicht laut geredet hat! Wenn's ein Mensch gehört hätt', so müsst' ich mich ja stante pede erschießen ... Vielleicht ist es doch ein Traum gewesen ... Warum schaut mich denn der Herr dort an der Säule so an? – hat der am End' was gehört? ... Ich werd' ihn fragen ... Fragen? – Ich bin ja verrückt! – Wie schau' ich denn aus? – Merkt man mir was an? – Ich muss ganz inblass sein. – Wo ist der Hund? ... Ich muss ihn umbringen! ... Fort ist er ... Überhaupt schon ganz leer ... Wo ist denn mein Mantel? ... Ich hab' ihn ja schon angezogen ... Ich hab's gar nicht gemerkt ... Wer hat mir denn gehol-

16

fen? ... Ah, der da ... dem muss ich ein Sechserl geben ... So! ... Aber was ist denn das? Ist es denn wirklich gescheh'n? Hat wirklich einer so zu mir geredet? Hat mir wirklich einer »dummer Bub« gesagt? Und ich hab' ihn nicht auf der Stelle zusammengehauen? ... Aber ich hab' ja nicht können ... er hat ja eine Faust gehabt wie Eisen ... ich bin ja dagestanden wie angenagelt ... Nein, ich muss den Verstand verloren gehabt haben, sonst hätt' ich mit der anderen Hand ... Aber da hätt' er ja meinen Säbel herausgezogen und zerbrochen, und aus wär's gewesen – Alles wär' aus gewesen! Und nachher, wie er fortgegangen ist, war's zu spät ... ich hab' ihm doch nicht den Säbel von hinten in den Leib rennen können ...

Was, ich bin schon auf der Straße? Wie bin ich denn da herausgekommen? – So kühl ist es ... ah, der Wind, der ist gut ... Wer ist denn das da drüben? Warum schau'n denn die zu mir herüber? Am End' haben die was gehört ... Nein, es kann niemand was gehört haben ... ich weiß ja, ich hab' mich gleich nachher umgeschaut! Keiner hat sich um mich gekümmert, niemand hat was gehört ... Aber gesagt hat er's, wenn's auch niemand gehört hat; gesagt hat er's doch. Und ich bin dagestanden und hab' mir's gefallen lassen, wie wenn mich einer vor den Kopf geschlagen hätt'! ... Aber ich hab' ja nichts sagen können, nichts tun können; es war ja noch das einzige, was mir übrig geblieben ist: stad sein, stad sein! ... 's ist fürchterlich, es ist nicht zum Aushalten; ich muss ihn totschiessen, wo ich ihn treff'! ... Mir sagt das einer! Mir sagt das so ein Kerl, so ein Hund! Und er kennt mich ... Herrgott noch einmal, er kennt mich, er weiß, wer ich bin! ... Er kann jedem Menschen erzählen, dass er mir das g'sagt hat! ... Nein, nein, das wird er ja nicht tun, sonst hätt' er auch nicht so leise geredet ... er hat auch nur wollen, dass ich es allein hör'! ... Aber wer garantiert mir, dass er's nicht doch erzählt, heut' oder morgen,

17



seiner Frau, seiner Tochter, seinen Bekannten im Kaffeehaus. -- Um Gotteswillen, morgen seh' ich ihn ja wieder! Wenn ich morgen in's Kaffeehaus komm', sitzt er wieder dort wie alle Tag' und spielt seinen Tapper mit dem Herrn Schlesinger und mit dem Kunstblumenhändler ... Nein, nein, das geht ja nicht, das geht ja nicht ... Wenn ich ihn seh', so hau' ich ihn zusammen ... Nein, das darf ich ja nicht ... gleich hätt' ich's tun müssen, gleich! ... Wenn's nur gegangen wär'! ... Ich werd' zum Obersten gehn und ihm die Sache melden ... ja, zum Obersten ... Der Oberst ist immer sehr freundlich - und ich werd' ihm sagen: Herr Oberst, ich melde gehorsamst, er hat den Griff gehalten, er hat ihn nicht aus'lassen; es war genau so, als wenn ich ohne Waffe gewesen wäre ... - Was wird der Oberst sagen? - Was er sagen wird? - Aber da giebt's ja nur eins: quittieren mit Schimpf und Schand' - quittieren! ... Sind das Freiwillige da drüben? ... Ekelhaft, bei der Nacht schau'n sie aus, wie Offiziere ... sie salutieren! - Wenn die wüssten - wenn die wüssten! ... - Da ist das Café Hochleitner ... Sind jetzt gewiss ein paar Kameraden drin ... vielleicht auch einer oder der andere, den ich kenn' ... Wenn ich's dem ersten Besten erzählen möcht', aber so, als wär's einem andern passiert? ... - Ich bin ja schon ganz irrsinnig ... Wo lauf' ich denn da herum? Was tu' ich denn auf der Straße? - Ja, aber wo soll ich denn hin? Hab' ich nicht zum Leidinger wollen? Haha, unter Menschen mich niedersetzen ... ich glaub', ein jeder müsst mir's anseh'n ... Ja, aber irgendwas muss doch gescheh'n ... Was soll denn gescheh'n? ... Nichts, nichts - es hat ja niemand was gehört ... es weiß ja niemand was ... in dem Moment weiß niemand was ... Wenn ich jetzt zu ihm in die Wohnung ginge und ihn beschwören möchte, dass er's niemandem erzählt? ... - Ah, lieber gleich eine Kugel vor den Kopf, als sowas! ... Wär' so das Gescheiteste! ... Das Gescheiteste? Das Gescheites-

te? - Giebt ja überhaupt nichts anderes ... giebt nichts anderes ... Wenn ich den Oberst fragen möcht', oder den Kopetzky - oder den Blany - oder den Friedmaier - Jeder möcht' sagen: Es bleibt Dir nichts anderes übrig! ... Wie wär's, wenn ich mit dem Kopetzky spräch'? ... Ja, es wär' doch das Vernünftigste ... schon wegen morgen ... Ja, natürlich - wegen morgen ... um vier in der Reiterkasern' ... ich soll mich ja morgen um vier Uhr schlagen ... und ich darf's ja nimmer, ich bin satisfaktionsunfähig ... Unsinn! Unsinn! Kein Mensch weiß was, kein Mensch weiß was! - Es laufen viele herum, denen ärgere Sachen passiert sind, als mir ... Was hat man nicht alles von dem Deckener erzählt, wie er sich mit dem Rederow geschossen hat ... und der Ehrenrat hat entschieden, das Duell darf stattfinden ... Aber wie möcht' der Ehrenrat bei mir entscheiden? - Dummer Bub - dummer Bub ... und ich bin dagestanden -! heiliger Himmel, es ist doch ganz egal, ob ein anderer was weiß! ... Ich weiß es doch, und das ist die Hauptsache! Ich spür', dass ich jetzt wer anderer bin, als vor einer Stunde - ich weiß, dass ich satisfaktionsunfähig bin, und darum muss ich mich totschießen ... Keine ruhige Minute hätt' ich mehr im Leben ... immer hätt' ich die Angst, dass es doch einer erfahren könnt', so oder so ... und dass mir's einer einmal in's Gesicht sagt, was heut' Abend gescheh'n ist! - Was für ein glücklicher Mensch bin ich vor einer Stund' gewesen ... Muss mir der Kopetzky die Karte schenken - und die Steffi muss mir absagen, das Mensch! - Von sowas hängt man ab ... Nachmittag war noch alles gut und schön, und jetzt bin ich ein verlorener Mensch und muss mich totschießen ... Warum renn' ich denn so? Es läuft mir ja nichts davon ... Wieviel schlägt's denn? ... 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11 ... elf, elf ... ich sollt' doch nachmahlen geh'n! Irgendwo muss ich doch schließlich hingeh'n ... ich könnt' mich ja in irgend ein Beisl setzen, wo

# Friedrich Torberg: Die Tante Jolesch

## EXKURS ÜBER DIE VIELFÄLTIGE BEDEUTUNG DES WÖRTCHENS »WAS«

Um die vielfältigen Funktionen, die das unscheinbare Wörtchen »was« ausüben kann, wenigstens annähernd zu klären, müssen einige Anekdoten aus dem ihnen zugeordneten Rahmen herausgelöst und vorweggenommen werden; hoffentlich schadet das weder ihnen noch dem Rahmen.

In der abschließend zitierten Äußerung der Tante Jolesch kommt dem »was« komparative Bedeutung zu, genauer: die Bedeutung einer zu Vergleichszwecken herangezogenen Qualität. Eine grammatikalisch korrekte (und somit unbrauchbare) Fassung des Satzes hätte etwa zu lauten: »Jedes Ausmaß männlicher Schönheit, das die Schönheit eines Affen übersteigt, ist ein Luxus.«

Mit einem anders gearteten »was« konfrontiert uns jene bildungsbesessene junge Dame der Prager Gesellschaft, die sich stets zu ihrem Blastrumpf-Dasein bekannte und jedem, der es hören wollte, hochnäsiger zu verhalten gab, daß geistige Werte ihr höher galten als leichtfertige Abenteuer:

»Was andere Mädchen Verhältnisse haben, geh ich in Vorträge!«

Hier dient das »was« einem quantitativen Vergleich (keinem qualitativen wie bei der Tante Jolesch). Bezüge es sich nur auf den Zeitaufwand, so hätte zur Not auch ein bläßliches »während« ausgereicht. Aber das füllig ausgreifende »was« umschließt viel mehr, umschließt *alles*, was andere Mädchen nicht nur an Zeit, sondern an Planung, Interesse und persönlichem Einsatz für die Män-

nerwelt aufwenden. Sie, die Sprecherin, betreibt den gleichen Aufwand für Bildungszwecke.

Zweiten »was« auf einmal begegnen wir in dem nun folgenden Ausspruch, der gleichfalls in Prag entstanden und gleichfalls weiblichen Ursprungs ist. Seine Schöpferin besitzt noch aus anderen Gründen ein gewisses Recht auf Unsterblichkeit. Es handelt sich um die alte Kisch.

Die alte Kisch — heimlich auch »Eichel-As« genannt, weil sie der dick verummten, mit überkreuzten Armen vor einem Ofen hockenden Weibsfigur glich, die auf den sogenannten »doppeldeutschen« Spielkarten den Winter symbolisiert — war die Mutter des »rasenden Reporters« Egon Erwin Kisch und war der Prototyp eines matriarchalisch herrschenden Familienoberhaupts, vor dem nicht nur die Söhne, sondern noch die entferntesten Verwandten sich angstvoll neigten.

Es gibt da eine schon oft erzählte Geschichte, die allmählich die Patina historischer Wahrheit angesetzt hat. Sie spielt in den wirren Umsturztagen nach dem Ersten Weltkrieg, als ein Trupp der damals in Wien gebildeten »Roten Garde« unter Führung von Egon Erwin Kisch ins Redaktionsgebäude der »Neuen Freien Presse« eindrang und als im Stiegenhaus Paul Kisch, Wirtschaftsredakteur der »Presse«, seinem rotgardistischen Bruder entgegentrat:

»Was willst du hier, Egon?«

»Das stiehst du ja. Wir besetzen eure Redaktion.«

»Wer — wir?«

»Die rote Garde.«

»Und warum wollt ihr gerade die Presse besetzen?«

»Weil sie eine Hochburg des Kapitalismus ist.«

»Mach dich nicht lächerlich und schau, daß du weiterkommst.«

»Paul, du verkennst den Ernst der Lage. Im Namen der



Revolution fordere ich dich auf, den Eingang freizugeben.  
Sonst . . . !«

»Gut, Egon. Ich weiche der Gewalt. Aber eins sag ich dir: ich schreib's noch heute der Mama nach Prag.«

Verlässlichen Berichten zufolge soll Egon Erwin Kisch daraufhin das Zeichen zum Rückzug gegeben haben.

Damit dürfte die Gestalt der alten Kisch in ihrer ganzen furchtgebietenden Größe umrissen sein. Und wenn man sich jetzt noch etliche Jahre zurückversetzt, in die Jünglingszeit Egon Erwins, der damals auf den zärtlichen Rufnamen »Egonek« hörte, wird man ermessen können, mit welcher bänglichen Gefühle er eines späten Abends heimwärts schlich, nachdem er in einem übel beleumundeten Kaffeehaus — seines judenfreundlichen Besitzers wegen »Café zum Schabbesgoj\*« geheißenen — von Falschspielern hochgenommen und um seine gesamte Barschaft erleichtert worden war. Natürlich mußte er das seiner Mutter gestehen, und natürlich erwartete er ein Donnerwetter.

Die alte Kisch jedoch nahm seine Beichte gelassen auf und begegnete ihr mit jenem »was«-trächtigen Ausspruch, auf den wir eigentlich hinsteuern wollten; sie sagte:

»Was setzt du dich hin Karten spielen mit Leuten, was sich hinsetzen Karten spielen mit dir?«

Um das zweite »was« brauchen wir uns nicht weiter zu kümmern; es ist ein verschlammter Relativanschuß, wie er — ähnlich dem schon erwähnten »am« (statt »auf dem«) — von vielen deutschen Dialekten anstelle des bestimmten Artikels praktiziert wird.

Uns interessiert das erste »was«. Es hat mit dem »was«

\* »Schabbesgoj« war die im Ghetto und seiner unmittelbaren Nachfolge gebräuchliche Bezeichnung für den nichtjüdischen Helfer, der am Sabbath (»Schabbes«) in frommen jüdischen Häusern die kleineren Arbeiten und Handgriffe verrichtete, die den Juden aus religiösen Gründen (Sabbathruhe) verboten waren.

der Tante Jolesch und dem des Prager Blausrumpfs nichts zu tun, dient keinem Vergleich und keiner Antithese, sondern steht für »warum« oder »wozu«, und zwar mit einem unüberhörbar kritischen, ja verächtlichen Unterton: »Was fällt dir ein?« oder »Was soll das?«

Im übrigen schlägt der Ausspruch der alten Kisch, so originell er formuliert ist, in eine keineswegs originelle Kerbe (und läßt sich eben darum in vielen Situationen anwenden).

So wird vom Fürsten Metternich berichtet, daß er den jüdischen Bankier Eskeles wieder einmal um eine größere Staatsanleihe anging und ihm beim Abschied als besonderen Huldbeweis eine vertrauliche Mitteilung machte:

»Ich wollte Ihm noch etwas sagen, Eskeles. Man berichtet mir, daß Sein Sohn Jakob sich in liederlicher Gesellschaft herumtreibt, mit Diversanten und allerlei umstürzlerischem Gesindel. Seht Er doch zu, daß das aufhört. Er versteht mich, nicht wahr? Und morgen bringt Er mir also das Geld.«

Der Bankier Eskeles hielt im devoten Rückwärtsschreiten inne:

»Das muß ich mir noch einmal überlegen, hochfürstliche Gnaden.«

»Wie? Warum?« Metternich runzelte die Brauen. »Was muß Er sich überlegen?«

»Ob ich einem Staat, der vor meinem Kobi Angst hat, Geld borgen soll . . .«

In jüngerer Zeit war es Anton Kuh, der den Ausspruch der alten Kisch zu praktischer Anwendung brachte. Im Februar 1938, nach der Rückkehr des österreichischen Bundeskanzlers Schuschnigg von seinem verhängnisvollen Besuch bei Hitler, hatte Kuh im Freundeskreis einen



»Seien Sie nicht vorlaut, Herr Fähnrich«, warnte eine ältere Stimme, »sonst wird man Sie dem Schlaraffenleben entreißen und auf die vorgeschobene Feldwache Ferdinandowka III kommandieren.«

Derselbe Herr wandte sich an Ferdinand:

»Den Divisionär kannst du natürlich nicht sprechen, außer du meldest dich unter Angabe triftiger Gründe morgen im Dienstweg zum Divisions-Rapport.«

»Es sind äußerst triftige Gründe, die nicht bis morgen warten können.«

»Du bist sehr naiv, mein Lieber! Es gibt nichts, was nicht bis morgen warten kann. Geh hinauf in den Kanzleistock. Zweite Tür links. Dort warte auf den Hauptmann Steidler!«

Während Ferdinand die Treppe erstieg, hörte er, wie sich der Ruf »Herr Hauptmann Steidler!« durch Klavierspiel, Gramophongeschwarze, Gläserklirren und Gelächter fortarbeitete. Er trat in einen Raum, wo zwei Unteroffiziere an ihren Tischen lümmelten. Mitten im Zimmer stand eine Schreibmaschine, in der ein unvollendeter Brief steckte. Der Leutnant bewahrte seine regungslose Haltung. Manchmal warfen ihm die Schreiber, durch seine Starrheit beunruhigt, scheue Blicke zu. Nach zwanzig Minuten erst erschien ein Generalstäbler, der sich in heiterster Laune zu befinden schien. Er hatte den mit sammetschwarzen Aufschlägen und roten Litzen gezierten Kragen seiner Bluse aufgeknappt. Lebenswürdig erkundigte er sich:

»Womit kann ich dienen?«

»Herr Hauptmann«, fragte Ferdinand, »ich melde gehorsamst... ich bin der Exekutionskommandant von morgen.«

Der Generalstabshauptmann betrachtete sein Gegenüber mit angestrengter Miene, als koste es ihn Mühe, die Sache ins Gedächtnis zu rufen. Dann schnalzte er mit dem Finger:

»Ach so, ach so! Entschuldige, bitte, ich muß zuerst noch einige Stücke für die Post erledigen. Nachher strehe ich dir gerne zur Verfügung.«

Er steckte den Kopf durch die Tür des Nebenzimmers und schrie:

288

»Jozsi, hopp, schnell antreten! Und schon!«

Zu Ferdinand hinüberlachend:

»Das ist nämlich meine weibliche Hilfskraft.«

Ein junger, bildhübscher Gefreiter trat ein, der wirklich wie ein verkleidetes Mädchen aussah, und setzte sich an die Schreibmaschine.

»Stellen Sie dem Herrn Leutnant einen Stuhl hin«, befahl der Generalstäbler; dann pffiff er leise durch die Zähne, worauf die Unteroffiziere blitzschnell verschwanden:

»Bitte, nimm Platz!«

Immer noch steif und in allen Gelenken abgeknickt, ließ sich Ferdinand nieder. Der Hauptmann postierte sich unterhalb des Deckenlichtes zur Schreibmaschine:

»Wo sind wir stehengeblieben? ...«

Die Gedanken des Erstarten, das näselnde Diktat und der hüpfende vieldurchklingelte Lärm der Maschine verknüpfen sich zu einem absonderlichen Terzett:

– Gar nicht verändert hat er sich, der Steidler... Nicht einmal größer geworden ist er, sondern eher kleiner... Sollte man das für möglich halten?... Nach zehn Jahren (und wir waren damals halbwüchsige Buben) hab ich das Gefühl, als hätt ich ihn gestern zuletzt gesehen... Dritte Bank, Eckplatz in der Mitte... Seine Oberlippe ist gerad' so lang wie damals, so ekelhaft hochmütig... Erkennt er mich wirklich nicht, oder tut er nur so? ... –

»Und denke ich noch immer, lieber Elemer, mit großem Vergnügen an die Nachmittage bei Demel, an die schönen Nächte im »Trocadero« und an unsere gemeinsamen Erlebnisse dortselbst...«

Klingelzeichen.

– Warum diktiert er das in der Divisionskanzlei?... Warum schämt er sich nicht vor mir?... Oder glaubt er vielleicht, daß er mir mit seinem »Trocadero« und seinem Elemer imponiert?... Die kleinen Augen, die er hat, und diese geschwollenen Ränder... »Herr Major, ich danke dem Herrn Major gehorsamst für die gütige Strenge...« Wenn ich daran denk, wird

289

Franz Werfel: Barbara oder Die Hirnwurigkeit

mir heut noch zum Brechen übel... Wozu sitz ich eigentlich hier?... Du Pffifikus, du Pffifikus.... –

»Du kannst dir denken, wie ich dich darum beneide, daß du in Wien bist... Ich werde lange nicht abkommen... Wie die Dinge liegen, muß ich hier den ganzen Krempel allein machen... In meinen Jahren kann ich ja sehr stolz darauf sein, aber es hilft nichts, ich sehne mich nach Wien... Was gibt man jetzt im Wiedner Theater?... Singt die Mizzi Günther noch und der Treumann? Betreffs der gewissen Angelegenheit werd ich mich bei der zuständigen Stelle informieren. Was der Vicki unter Grenzen der Standesehre versteht, ist mir schleierhaft... Bitte hab die Gnad und vergiß nicht, mich der Baronin Etelka zu Füßen zu legen...«

– Daß man so etwas diktieren kann... Er hat abscheuliche Hände, genau wie der Zechpreller im »Richtkreis... Die Gewaltmenschen werden an ihren Händen erkannt... Der Bademeister hat überhaupt keine Nägel gehabt... Karl Schwec, Jaroslav Teinfalt, Franz Pacak heißen sie... Jetzt wachen sie auf... Ich hör den Teinfalt weinen... Franta Pacak... Franta... Was würde die Babi dazu sagen, wenn sie davon wüßte... Verflucht, ich kann mich nicht konzentrieren... Dem Jozsi stehen die Ohren ab... Er ist das Verhältnis vom Steidler... Jetzt weiß ich, was die Lausbuben damals am Sonntag in unserem Schlafsaal getrieben haben... Was für ein Esel war ich... Esel, Esel, Esel... –

Ein langer Klingeltriller.

»In den nächsten Tagen haben wir etwas zu erwarten. Ich war niemals der Ansicht, daß uns die russische Revolution viel nützen wird. Sie entfesselt naturgemäß die subversiven Elemente auf der eigenen Seite, und der Feind macht neue Anstrengungen. Gestern hat uns ein Beobachtungsfieger bei Tisch erzählt, daß vor einigen Tagen in den russischen Gräben ein Zivilist auftaucht sei und unter Jubelgeschrei eine lange Rede geschwungen habe. Kerenski heißt er...«

– Macht er das absichtlich, um mich zu zermürben?... Oder hat er mich doch nicht erkannt!?... Warum soll er mich erken-

nen... Er ist ein großes Tier, und ich bin ein schäbiger Reserveleutnant... Morgen, morgen... Fünf Uhr dreißig... Eigentlich zwingt mich, daran zu denken... Seitdem er im Zimmer ist, bin ich wie ausgewunden... –

Mehrere scharfe Klingelzeichen hintereinander.  
»Bitte noch einen Augenblick«, entschuldigte sich Steidler, und Jozsi spannte ein neues Blatt ein.

– Ich spüre, daß mir die drei von Minute zu Minute gleichgültiger werden... Das darf nicht sein... Es hilft aber nichts... Für mich ist jetzt nur er da... Ich kaue die Luft... Das tue ich immer, Luftkauen, wenn ich jemanden umbringen möchte... –

»Tummel dich, Jozsi! Phonogramm an alle Abschnittskommanden. Operationsnummer 873. Datum. Zehn Uhr sieben Minuten nachmittags. Dringende Urgenz. Es ist sofort anher zu berichten, warum Meldung über durchgeführten Einschub der deutschen und bosnischen Kompagnien in Stellungen Josefowka und Ferdinandowka noch nicht eingelangt ist...«  
Klingelzeichen.

– Ich glaube nicht, daß ich länger sitzenbleiben kann... Gott, Gott, diese Wut ist ganz falsch... ganz schlecht... Sie wird niemanden retten... –

»Unterschrift: Der Generalstabschef in Stellvertretung... Sofort durchzugeben... Der Brief kommt noch heut auf die Feldpost... Abfahren, Jozsi!«

Der Leutnant fuhr kerzengrad auf. Steidler kramte noch eine Weile herum, ehe er sich zum Zuhören bereit machte:

»Es ist zwar sehr spät geworden – aber ich bitte sehr!«

Ferdinand wühlte krampfhaft in einer plötzlichen Nebelleere nach Worten:

»Ich bin morgen... zum Kommandanten bestimmt...«

Steidler wandte seine Augen nicht ab und zeigte keine Spur von Ungeduld:

»Ich selbst hab dich bestimmt.«

Das Kläglichke, das er nicht hatte sagen wollen, stieß Ferdinand jetzt hervor:



»Herr Hauptmann, ich bitte gehorsamst, mich davon zu entheben.«

Ohne weniger liebenswürdig zu werden, wechselte Steidler das Kameradschafts-Du mit dem Dienstes-Sie:

»Warum, Herr Leutnant?«

»Ich fühle mich dieser Aufgabe nicht gewachsen.«

»Sind Sie vielleicht krank, Herr Leutnant?« erkundigte sich der Generalstäbler ohne eine Spur von Spott.

»Nein! Ich bin körperlich vollkommen gesund.«

Die stets gleichbleibende ernsthaft Liebenswürdigkeit Steidlers steigerte die Infamie:

»Ich hatte schon gefürchtet, Sie wären krank, Herr Leutnant. Seit gestern Abend warte ich auf Ihre Krankmeldung. Sie tun aber sehr gut daran, gesund zu bleiben, da Sie unserm Herrn Stabsarzt damit diagnostische Zweifel ersparen. Aus welchen Gründen also fühlen Sie sich dem Befehl nicht gewachsen?«

»Aus moralischen Gründen.«

»Moralisch? Was heißt das?«

»Die Verurteilten sind keiner Schuld überführt...«

Der Generalstäbler lächelte nachsichtig:

»Ich kann nicht annehmen, Herr Leutnant, daß so etwas Ihre ernste Meinung ist. Sie wissen gerade so gut wie ich, daß in diesem Fall eine Schuld oder Nichtschuld gar nicht in Frage steht! Es wird damit nichts als eine verdammt notwendige Kriegsmaßregel getroffen.«

»Kann eine Absicht denn überhaupt verwiesen werden?«

»Also, Sie scheinen ja ausgesprochen philosophisch gebildet zu sein. Sind Sie vielleicht im Zivil ein Doktor?«

Mit krampfhafter Verzweiflung stammelte es aus Ferdinand:

»Müssen diese Leute denn getötet werden, Herr Hauptmann?! Gibt es keinen anderen Weg?«

Steidlers Augen ruhten mit wohlwollendem Interesse auf Ferdinands Brust:

»Sie haben hier die beiden silbernen Tapferkeitsmedaillen.

Gratuliere! Wofür bekommt man denn solche Dinger?«

Ferdinand verstand die Anspielung:

»Das ist doch etwas ganz anderes.«

»Im Gegenteil! Das Ziel jedes Krieges ist die Vertilgung des Feindes. Die Vertilgung des inneren Feindes ist zwar mit keinerlei Ehren verbunden, aber um nichts unwichtiger als die Vertilgung des erklärten Gegners. Und was das getötete Menschenmaterial anbelangt? Wenn eine Kompagnie überläuft, verdreifachen sich die eigenen Verluste! Es ist übrigens komisch, daß ich mit Ihnen über solche Sachen diskutier.«

Ferdinand senkte den Kopf. Die Sprache erstarb ihm. Die alte Kraft Steidlers, des Kadetten, der er schon in der Schule hilflos erlegen war, jetzt und hier machte sie sich wieder geltend. Sein eigener Verstand mußte dieser Logik recht geben. Da er keine Gegengründe fand, begann der bitterschmeckende Zorn sich zu regen.

Der Hauptmann holte aus seiner Mappe ein Blatt hervor:

»Ich hoffe mit folgender Relation Ihre Skrupel zu beruhigen. Es ist der Bericht eines Stationskommandos in einer großen böhmischen Stadt.« Und er las:

»Da bei Abtransport des letzten Marschaons des hiesigen Infanterieregiments der Widerstand der Mannschaft in mehreren Fällen von offener Meuterei ausartete, wobei zwei Offiziere schwer verletzt wurden, mußten die Truppen in ihre Ubikationen zurückgeführt und dort entwaffnet werden. Die über diese Kompagnie verhängte Dezimierung wurde am nächsten Tage von dem hier dislozierten Honvedregiment durchgeführt.«

Steidler legte das Blatt mit Vorsicht zurück: »Nehmen wir an, daß ein kriegsstarkes Bataillon einen Stand von tausend Mann hat, so sind hundert von diesen tausend erschossen worden. Glauben Sie wirklich, Herr Leutnant, daß alle hundert schuldig waren? Es hat ganz sicher unter ihnen weiße Lämmer in der Mehrzahl gegeben. Und kennen Sie vielleicht ein anderes Mittel, das ein um sein Leben kämpfender Staat anwenden könnte, um sich vor dem Selbstmord zu retten? Wir treiben hier bei uns die Humanität eh' weiter als es gut ist. An anderen Frontabschnitten werden die Hochverräter vor den eigenen Gräben angenagelt und gekreuzigt! Haben Sie noch einen Wunsch?«

»Ja, Herr Hauptmann!«

»Also, bitte?«

»Alles, was Herr Hauptmann sagen, scheint richtig zu sein. Aber man darf trotzdem wehrlose Menschen nicht außer Recht setzen. Dadurch wird unsere Kampfkraft hundertmal mehr geschädigt als gestärkt.«

»Diese Sorge überlassen Sie gefälligst dem zuständigen Kommando! Haben Sie einen Wunsch für die Verurteilten?«

»Ja, Kriegsgericht und Aufschub!«

»Ganz abgesehen davon, daß ein Erlaß vom A. O. K. jedes prozessuale Verfahren für derartige Fälle ausschaltet, würde das Kriegsgericht den Spruch nur bestätigen.«

»Herr Hauptmann! Um Gottes willen! Sehen sich Herr Hauptmann die Leute doch zuerst an! Da ist einer, ein Wickelkind noch und kein Hochverräter. Teinfalt heißt er.«

»Nehmen Sie ein besonderes Interesse an einem dieser Leute?«

»Diese Frage verstehe ich nicht...«

»Ich meine ein Interesse verwandtschaftlicher Art?«

Ferdinand trat einen Schritt zurück:

»Herr Hauptmann wissen ja ganz genau, daß ich der Sohn eines hohen Offiziers bin.«

Steidler lachte betont gemächlich:

»Ach so... du bist es... das häßt ich mir gleich denken können... eigentlich hab ich mir's auch gedacht... Schulfreundschaften vergißt man nie ganz...«

In diesem Augenblick neigte sich die Waagschale des Kampfes zugunsten Ferdinands. Steidler hatte sich zwei Blößen gegeben. Erstens war er keinen Augenblick darüber im Zweifel gewesen, daß der Leutnant sein ehemaliger Kamerad war, der durch seine Schuld die Militärerziehung verlassen mußte. Die schlechte Schauspielerei des Wiedererkennens hinterließ einen ärgerlichen Nachgeschmack. Zweitens hatte er eine Anspielung auf Verwandtschaftsverhältnisse gemacht, mit der er selbst nichts anzufangen wußte. Die grausame Geschichte mit Ferdinands »illegitimer« Mutter in der Küche war ihm zwar aus dem Gedächtnis geschwunden, aber nicht aus der Seele. Er wußte genau, daß er

damals eine große Schweinerei begangen habe. Aus diesen Gründen entstand eine Unsicherheit in seiner Haltung. »Wenn ich den Kerl nur schon los wär, dachte er. Nicht viel fehlte, und er hätte sich zu einem Kompromiß bereit erklärt. Ferdinand aber war nicht so klug, den richtigen, den vertraulich bittstellerischen Ton zu finden. Er sagte nichts. So war denn Steidler gezwungen, selber eine matte Anknüpfung zu suchen:

»Ja, die schönen Zeiten damals! Das ist auch schon eine Ewigkeit her. Erinnerst du dich noch an den Krispin? Ein ekelhafter Hund! Er ist übrigens schon im August vierzehn bei Lisinja in Serbien gefallen.«

Ferdinand, in dem Krispins Name nichts hervorrief, schwieg. Dadurch erreichte Steidlers Ermattung den Tiefpunkt.

»Wenn ich gehnt hätte, daß du ein alter Kamerad bist... Rauchst du?« Und er überlegte wirklich, ob er nicht im letzten Augenblick noch einen anderen Offizier zum Exekutionskommandanten bestimmen könne.

Währenddessen hielt er Ferdinand seine silberne Dose hin:

»Du kannst dich ruhig bedienen... Diese Zigaretten werden aus dem feinsten albanischen Tabak eigens für uns hergestellt.«

Daß Ferdinand regungslos verblieb, die Zigaretten des hohen Generalstabs keines Blickes würdigte, und der Hauptmann demnach gezwungen war, etwas Versmähtes nach einer Weile zurückzuziehen – dies und nichts anderes entschied die neue Wendung. Es war eine jener unheimlichen Winzigkeiten, die das Schicksal bestimmen. Wie sich der Wasserdunst an einer Glaswand durch Temperaturveränderung in Tropfen niederschlägt, so sammelte sich eine längst aufgelöste Abneigung in Steidlers Nerven wieder. Da aber ließ sich Ferdinands fordernde Stimme vernehmen:

»Herr Hauptmann, jeder weiß, daß Herr Hauptmann hier eine unbeschränkte Macht sind. Kein Mensch wird Rechenschaft verlangen, wenn Herr Hauptmann mir jetzt einen Gegenbefehl erteilen.«

Das Wort »Macht« erweckte Steidlers Selbstbewußtseinsrausch wieder, in welchem der junge Mensch, seitdem er



Stellvertreter des Generalstabschefs einer Division war, immerfort lebte. Er stemmte die rechte Hand in den Einschnitt seiner Taille, die er allabendlich vor dem Spiegel zu bewundern pflegte:

»Macht? Was weißt du von meiner Macht? Ich bin hier nur der Kuli, das Mädchen für alles. Die Befehle erteilt der Divisionär.«

Ferdinand wußte plötzlich, daß die unleserliche Unterschrift auf dem verhängnisvollen Dienststück Steidlers Namenszug war. Aber diese blitzhafte Aufhellung verlor sich sogleich wieder im Dunkel:

»Wenn Herr Hauptmann nur wollen, kann der Befehl widerrufen werden!«

Steidlers Augen wurden ganz klein und verschwollen:

»Aber ich will nicht!«

Er machte einen raschen Gang durchs Zimmer, wobei er den Anfang einer Schlagermelodie unheilvoll leise zwischen den Zähnen pffte. Dann blieb er hinter Ferdinand stehen:

»So kommen wir nicht weiter, Herr Leutnant. Ich hab keine Lust, dieses sinnlose Gespräch fortzusetzen.«

Ferdinands Gesicht war verzerrt und schweißübergossen:

»Ich kann das nicht...«

Steidler fuhr scharf herum:

»Herr Leutnant, welche Muttersprache ist in Ihren Dokumenten angegegeben?«

Ferdinand, der diesen Hieb nicht gleich erfaßte, erwiderte der Wahrheit gemäß, er sei ein Deutscher. Steidler aber, der hinter dem Tisch Stellung nahm, erhob seine schneidende Dienststimme:

»So? Ich werde das morgen ausheben lassen. Ihre Anteilnahme für Hochverräter legt den Verdacht nahe, daß Sie einer anderen Nation angehören. Sie werden Ihre politische Zuverlässigkeit erst beweisen müssen, Herr Leutnant!«

Ohne Überlegung stieg es in Ferdinand auf, eine dunkle Säule der Wut:

»Seit drei Jahren bin ich ohne die geringste Unterbrechung im

Schützengraben. Das ist meine Zuverlässigkeit, die ich mit den Herren nicht teile, die in Kanzleien herumlungern, nie im Feuer gewesen sind, Champagner saufen, Todesurteile unterschreiben und eigens für den Generalstab fabrizierte Extrazigaretten rauchen.«

Als ihm dieser Wortkrampf entfahren war, wußte Ferdinand, daß nicht nur die drei Verurteilten, sondern auch er verloren sei. Steidler saß am Tisch und unterfertigte irgendwelche Papiere, als wäre er längst schon allein und in seine Arbeit vertieft. Nach einigen Minuten Schweigens sah er auf:

»Sie sind noch immer da? Was wollen Sie eigentlich von mir?«

»Eine Antwort...«

Steidler machte ein verlogenen-gequältes Gesicht:

»Ich rate Ihnen, auf unsere ehemalige Mitschülerschaft nicht allzusehr zu pochen. Ihre Kühnheit geht schon bis an die Elastizitätsgrenze einer solchen Beziehung. Bedenken Sie, wer Sie sind und wer ich bin!«

Ferdinand nahm Habachtstellung:

»Herr Hauptmann, ich bitte gehorsamst um eine Antwort auf meine Bitte wegen der morgigen Exekution.«

Steidler hob den Kopf von seinen Unterschriften nicht auf:

»Meine Antwort ist Ihnen vorgestern in Befehlsform zugestellt worden.«

Ferdinand holte tief Atem, als müsse er sich für lange Zeit mit Luftproviand versorgen:

»Und was für Möglichkeiten habe ich?«

»Sie haben zwei Möglichkeiten! Die eine heißt Gehorsam, und die andere... Aber von der rate ich Ihnen ganz energisch ab...«

»Und die andere, Herr Hauptmann?«

»Befehlsverweigerung«, sagte Steidler mit hohem und langsam näselndem Ton.

Ferdinand war durch Abstammung, Erziehung, Leben viel zu sehr Soldat, als daß ihm die Frage, die er jetzt stellte, leichtgefälen wäre. Obgleich sich jedes Atom seines Körpers vor Empörung aufbäumte, ergriff ihn ein Schauer bei seinen Worten:

»Und was, wenn ich den Befehl verweigere, Herr Hauptmann?«

Steidler nahm mit der gleichgültigsten Handbewegung einen Armeerevolver vom Tisch und knackte lässig die Sicherung auf:

»Und was, wenn ich Sie erschieße, Herr Leutnant?«

Diese Drohung verjagte aus Ferdinand mit einem Schlag das soldatische Grauen vor der Insubordination. Fast war es Lustigkeit, die ihn durchblitzte. Er machte zwei Schritte auf die Hand zu, die den Revolver hielt:

»Sie fürchten sich ja viel mehr, mich zu erschießen, als ich mich fürchte, von Ihnen erschossen zu werden.«

Steidler hob spielerisch die Waffe:

»Herr Leutnant, Sie befinden sich in einem gefährlichen Irrtum. Sie sind nicht der erste in diesem Krieg, mit dem ich einen derartigen Auftritt glatt zu Ende geführt habe!... Überlegen Sie sich's also. Ich gebe Ihnen fünf Minuten und nicht mehr Bedenkzeit.«

Er legte seine Uhr auf den Tisch, während Ferdinand, um der Nähe dieses Menschen zu entkommen, sich zum Fenster zurückzog.

Steidler aber bedeckte plötzlich die Uhr mit der Hand, wie um die Zeit abzustoppen.

»Herstellt! Eh' wir beginnen. Was ich vorhin über Ihre politische Unzuverlässigkeit gesagt habe, bleibt aufrecht. Sie sind zwar vielleicht der Sohn eines alten Truppenoffiziers, das aber ist noch lange kein Beweis dafür, daß Sie nicht mütterlicherseits ein Hochverräter sein können.«

Das war ein verdrehter und unsinniger Satz, über den sich Steidler keine Rechenschaft geben konnte. Er hatte ihn ausgesprochen, um Ferdinand zu erniedrigen, ohne daß er selber klar wußte, worin die Erniedrigung lag. Der Kadett in der Küche, Hand in Hand mit einem alten Dienstboten im Kopftuch. Dieses Bild war aus seiner Erinnerung zwar verschwunden, ebenso wie seine Grausamkeit am nächsten Schultag verschollen war – aber nur aus seiner Erinnerung. Dennoch, seine Worte stellten, einem geheimnisvollen Gesetz der menschlichen Beziehungen

gemäß, wonach diese unveränderlich bleiben müssen, das Urverhältnis des Hasses zwischen ihm und Ferdinand wieder her. Ferdinand selbst hatte nicht einmal den Wortlaut begriffen, aber der Hauch der Silben schon zersetzte den letzten Rest seiner Fassung wie ein wohlbekanntes Gift. Um einen Halt für die Einheit seines Selbst zu finden, griff er nach dem Fensterkreuz. Steidler lächelte siegesgeschmeichelt:

»So, die Bedenkzeit hat begonnen.«

Ferdinand stieß sich vom Kreuz ab und stolperte vor:

»Ich brauche keine Bedenkzeit...«

Steidler zog den Oberleib zurück, so nahe kam ihm das Gesicht des Sinnberaubten. Ferdinand dachte noch: »Klein ist er geworden, der Steidler, viel kleiner als ich, und er war doch der größte von uns...« Dann schrie er auf:

»Herr Hauptmann, ich melde mich gehorsamst als Exekutionskommandant für morgen!«

Steidler warf einen gelangweilten Blick auf den Tisch und machte Miene, den Revolver hinzulegen. Ferdinand aber schlug ihm die Waffe blitzschnell aus der Hand, faßte den schmalen Leib, hob ihn mit ungekannten Riesenkräften hoch und schleuderte ihn auf den Fußboden der Kanzlei. Trotz des fürchterlichen Lärms öffnete sich keine Tür. Starr lauschend blieb Ferdinand einen Augenblick stehen.

Als er das Zimmer verließ, sah er noch, wie Steidler sich langsam zusammenklautete. Jetzt wird der Gezüchtigte aufschreiben, ihm nachstürzen, schießen, das Haus zusammenjagen, dessen war Ferdinand sicher, und er blieb auf dem finsternen Gang stehen, um sein unabwendliches Schicksal zu erwarten. Nichts von alledem geschah. Da ging er auf Zehenspitzen leise die Treppe hinunter.



Barbusses „Le Feu“ in einer österreichischen Zeitung ausführlich berichteten. Eine gewisse Technik mußten wir uns freilich zurechtlegen, während wir diese unsere unzeitgemäßen Anschauungen während einer Kriegszeit weiten Kreisen übermittelten. Um das Grauen des Krieges, die Gleichgültigkeit des Hinterlandes darzustellen, war es in Österreich natürlich nötig, das Leiden eines „französischen“ Infanteristen in einem Aufsatz über „Le Feu“ hervorzuheben, aber Hunderte von Briefen von der österreichischen Front zeigten mir, wie deutlich die Unseren ihr eigenes Schicksal erkannt. Oder wir wählten, um unsere Überzeugungen auszusprechen, das Mittel des scheinbaren gegenseitigen Angriffs. So polemisierte im „Mercure de France“ einer meiner französischen Freunde gegen meinen Aufsatz „Den Freunden im Fremdland“, aber indem er ihn in der vorgeblichen Polemik bis auf das letzte Wort übersetzt abdruckte, hatte er ihn glücklich nach Frankreich hinübergeschmuggelt, und jeder konnte ihn (was die Absicht war) dort lesen. Auf solche Art gingen Blinklichter, die nichts als Erkennungszeichen waren, hinüber und herüber. Wie sehr sie von denen, für die sie bestimmt waren, verstanden wurden, zeigte mir später eine kleine Episode. Als Italien im Mai 1915 Österreich, seinem früheren Bundesgenossen, den Krieg erklärte, sprang bei uns eine Haßwelle auf. Alles Italienische wurde beschimpft. Zufällig waren nun die Erinnerungen eines jungen Italieners aus der Zeit des Risorgimento namens Carl Poerio erschienen, der einen Besuch bei Goethe schilderte. Ich schrieb, um inmitten des Haßgeschreis darzutun, daß die Italiener mit unserer Kultur von je die besten Zusammenhänge gehabt hätten, demonstrativ einen Aufsatz „Ein Italiener bei Goethe“, und da dieses Buch von Benedetto Croce eingeleitet war, nutzte ich den Anlaß, um Croce einige Worte höchsten Respekts zu widmen. Bewundernde Worte für einen Italiener bedeuteten in Österreich zu einer Zeit, da man keinem Dichter oder Gelehrten eines Feindeslandes eine Anerkennung zollen sollte, selbstverständlich eine deutliche Demonstration,

und sie wurde bis über die Grenzen hinaus verstanden. Croce, der damals in Italien Minister war, erzählte mir später einmal, wie ein Angestellter des Ministeriums, der selbst nicht Deutsch lesen konnte, ihm etwas bestürzt mitteilte, in dem Hauptblatte des Kriegsgegners stehe etwas gegen ihn (denn er konnte sich eine Erwähnung nicht anders als im Sinne der Gegnerschaft erdenken). Croce ließ sich die „Neue Freie Presse“ kommen und war zuerst erstaunt und dann im besten Sinne amüsiert, statt dessen eine Reverenz zu finden.

Ich denke nun durchaus nicht daran, diese kleinen isolierten Versuche zu überschätzen. Sie haben selbstverständlich auf den Gang der Ereignisse nicht die geringste Wirkung geübt. Aber sie haben uns selbst – und manchen unbekanntem Lesern – geholfen. Sie haben die gräßliche Isoliertheit, die seelische Verzweiflung gemildert, in der ein wirklich menschlich fühlender Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts sich befand – und heute nach fünfundzwanzig Jahren sich wieder befindet, ebenso machtlos gegen das Übermächtige und, ich fürchte es, sogar noch mehr. Ich war mir schon damals voll bewußt, daß ich mit diesen kleinen Protesten und Geschicklichkeiten nicht die eigentliche Last von mir abzuwälzen vermochte; langsam begann sich in mir der Plan eines Werks zu formen, in dem ich nicht nur einzelnes aussagen könnte, sondern meine ganze Einstellung zu Zeit und Volk, zu Katastrophe und Krieg.

Um aber den Krieg in einer dichterischen Synthese darstellen zu können, fehlte mir eigentlich das Wichtigste: ich hatte ihn nicht gesehen. Ich saß jetzt fast ein Jahr festgankert in diesem Büro, und in einer unsichtbaren Ferne ging das „Eigentliche“, das Wirkliche, das Grausige des Krieges vor sich. Gelegenheit, an die Front zu fahren, war mir mehrmals geboten worden, dreimal hatten mich große Zeitungen ersucht, als ihr Berichterstatter zur Armee zu gehen. Aber jede Art Schilderung hätte die Verpflichtung mit sich gebracht, den Krieg in einem aus-

schließlich positiven und patriotischen Sinne darzustellen, und ich hatte mir geschworen — ein Eid, den ich auch 1940 gehalten habe —, niemals ein Wort zu schreiben, das den Krieg bejahte oder eine andere Nation herabsetzte. Nun ergab sich zufällig eine Gelegenheit. Die große österreichisch-deutsche Offensive hatte im Frühjahr 1915 bei Tarnow die russische Linie durchbrochen und Galizien und Polen in einem einzigen konzentrischen Vorstoß erobert. Das Kriegsarchiv wollte nun für seine Bibliothek die Originale all der russischen Proklamationen und Anschläge im besetzten österreichischen Gebiet sammeln, ehe sie heruntergerissen oder sonst vernichtet wurden. Der Oberst, der meine Sammlertechnik zufällig kannte, fragte mich an, ob ich das besorgen wollte; ich griff selbstverständlich sofort zu, und mir wurde ein Passepartout ausgestellt, so daß ich, ohne von einer besonderen Behörde abhängig zu sein und ohne irgendeinem Amt oder Vorgesetzten direkt zu unterstehen, mit jedem Militärzug reisen und mich frei bewegen konnte, wohin ich wollte, was dann zu den sonderbarsten Zwischenfällen führte: ich war nämlich nicht Offizier, sondern nur Titularfeldwebel, und trug eine Uniform ohne besondere Abzeichen. Wenn ich mein geheimnisvolles Dokument vorzeigte, erweckte dies einen besonderen Respekt, denn die Offiziere an der Front und die Beamten vermuteten, daß ich irgendein verkleideter Generalstabsoffizier sein müsse oder sonst einen mysteriösen Auftrag habe. Da ich auch die Offiziersmessen vermic und nur in Hotels abstieg, gewann ich überdies den Vorzug, außerhalb der großen Maschinerie zu stehen und ohne jede „Führung“ sehen zu können, was ich sehen wollte.

Der eigentliche Auftrag, die Proklamationen zu sammeln, beschwerte mich nicht sehr. Jedemal, wenn ich in eine jener galizischen Städte kam, nach Tarnow, nach Drohobycz, nach Lemburg, standen dort am Bahnhof einige Juden, sogenannte „Faktoren“, deren Beruf es war, alles zu besorgen, was immer man haben wollte; es ge-

nügte, daß ich einem dieser Universalpraktiker sagte, ich wünschte die Proklamationen und Anschläge der russischen Okkupation, und der Faktor lief wie ein Wiesel und vermittelte den Auftrag auf geheimnisvollem Wege weiter an Dutzende von Unterfaktoren; nach drei Stunden hatte ich, ohne selbst einen Schritt gegangen zu sein, das Material in der denkbar schönsten Komplettheit beisammen. Dank dieser vorbildlichen Organisation blieb mir Zeit, viel zu sehen, und ich sah viel. Ich sah vor allem das furchtbare Elend der Zivilbevölkerung, über deren Augen das Grauen über das Erlebte noch wie ein Schatten lag. Ich sah das nie geahnte Elend der jüdischen Ghettobevölkerung, die zu acht, zu zwölf in ebenerdigen oder unterirdischen Zimmern wohnte. Und ich sah zum erstenmal den „Feind“. In Tarnow stieß ich auf den ersten Gefangenentransport russischer Soldaten. Sie saßen eingezäunt in einem großen Viereck auf der Erde, rauchten und schwätzten, von zwei oder drei Dutzend älteren, meist bärtigen Tiroler Landsturmsoldaten bewacht, die ebenso abgerissen und verwahrlost waren wie die Gefangenen und sehr wenig den schmucken, wohlrasierten, blank uniformierten Soldaten glichen, wie sie bei uns zu Hause in den illustrierten Zeitungen abgebildet waren. Aber diese Bewachung hatte nicht den geringsten martialischen oder drakonischen Charakter. Die Gefangenen zeigten keine wie immer geartete Neigung zu entfliehen, die österreichischen Landsturmlaute keineswegs den Wunsch, die Bewachung strengzunehmen. Sie saßen kameradschaftlich mit den Gefangenen zusammen, und gerade daß sie sich in ihren Sprachen nicht verständigen konnten, machte beiden Seiten außerordentlichen Spaß. Man tauschte Zigaretten aus, lachte sich an. Ein Tiroler Landsturmann holte gerade aus einer sehr alten und schmutzigen Brieftasche die Photographien seiner Frau und seiner Kinder und zeigte sie den „Feinden“, die sie einer nach dem andern bewunderten und mit den Finngern fragten, ob dieses Kind drei Jahre alt sei oder vier. Unwiderstehlich hatte ich das Gefühl, daß diese primi-



tiven, einfachen Menschen den Krieg viel richtiger empfanden als unsere Universitätsprofessoren und Dichter: nämlich als ein Unglück, das über sie gekommen war und für das sie nichts konnten, und daß eben jeder, der in dieses Malheur geraten war, eine Art Bruder sei. Diese Erkenntnis begleitete mich tröstlich auf der ganzen Fahrt vorbei an den zerschossenen Städten und geplünderten Geschäften, deren Möbel wie gebrochene Glieder und herausgerissene Eingeweide mitten auf der Straße lagen. Auch gaben mir die wohlbestellten Felder zwischen den Kriegsgebieten die Hoffnung, daß in ein paar Jahren alle die Zerstörungen wieder verschwunden sein würden. Freilich konnte ich damals noch nicht ermessen, daß ebenso rasch wie die Spur des Krieges vom Antlitz der Erde auch die Erinnerung an sein Grauen aus dem Gedächtnis der Menschen entschwinden könnte.

Dem eigentlich Grausigen des Krieges war ich in den ersten Tagen noch nicht begegnet; sein Antlitz übertraf dann meine schlimmsten Befürchtungen. Da soviel wie gar keine regelmäßigen Passagierzüge verkehrten, fuhr ich einmal auf offenen Artilleriewagen, auf der Protze einer Kanone sitzend, ein anderes Mal in einem jener Viehwagen, wo die Menschen im dicksten Gestank übereinander und durcheinander todmüde schliefen und, während man sie zur Schlachtbank führte, selbst schon ähnlich waren geschlachtetem Vieh. Aber das Furchtbarste waren die Lazarettzüge, die ich zwei- oder dreimal benutzen mußte. Ach, wie wenig glichen sie jenen gut erhellten, weißen, wohlgewaschenen Sanitätszügen, in denen sich die Erzherrzoginnen und die vornehmen Damen der Wiener Gesellschaft zu Anfang des Krieges als Krankenpflegerinnen abbilden ließen! Was ich schauernd zu sehen bekam, waren gewöhnliche Transportwagen ohne richtige Fenster, nur mit einer schmalen Luftluke und innen von verrosteten Öllampen erhellt. Eine primitive Tragbahre stand neben der andern, und alle waren sie belegt mit stöhnenden, schwitzenden, todfaulen Menschen, die nach Luft röchelten in dem dicken Geruch

von Exkrementen und Jodoform. Die Sanitätssoldaten schwankten mehr, als sie gingen, so sehr waren sie übermüdet; nichts war zu sehen von dem weißleuchtenden Bettzeug der Photographien. Zudeckt mit längst durchgebluteten Kotzen, lagen die Leute auf Stroh oder den harten Tragbahren und in jedem dieser Wagen schon zwei oder drei Tote inmitten der Sterbenden und Stöhnenden. Ich sprach mit dem Arzt, der, wie er mir gestand, eigentlich nur Zahnarzt in einem kleinen ungarischen Städtchen gewesen war und seit Jahren nicht mehr chirurgisch praktiziert hatte. Er war verzweifelt. Nach sieben Stationen, sagte er mir, habe er schon vorausstelegraphiert um Morphium. Aber alles sei verbraucht, und er habe auch keine Watte mehr, kein frisches Verbandzeug für die zwanzig Stunden bis ins Budapester Spital. Er bat mich, ihm zu helfen, denn seine Leute könnten nicht mehr weiter vor Müdigkeit. Ich versuchte es, ungeschickt wie ich war, konnte mich aber wenigstens nützlich machen, indem ich bei jeder Station hinauslief und mithilfe ein paar Eimer Wasser zu tragen, schlechtes, schmutziges Wasser, eigentlich nur für die Lokomotive bestimmt, jetzt aber doch Labsal, um die Leute wenigstens ein wenig zu waschen und das ständig niedertropfende Blut vom Boden wegzuscheuern. Dazu kam noch für die Soldaten, die aus allen denkbaren Nationalitäten in diesen rollenden Sarg zusammengeworfen worden waren, eine persönliche Erschwerung durch die babylonische Verwirrung der Sprachen. Weder der Arzt noch die Pfleger verstanden ruthenisch oder kroatisch; der einzige, der einigermaßen helfen konnte, war ein alter, weißhaariger Priester, der — so wie der Arzt verzweifelt war, kein Morphium zu haben — seinerseits erschüttert klagte, er könne seine heilige Pflicht nicht tun, es fehle ihm das Öl für die Letzte Ölung. In seinem ganzen langen Leben habe er nicht so viele Menschen „versehen“ wie in diesem einen letzten Monat. Und von ihm hörte ich das Wort, das ich nie mehr vergessen habe, mit harter, zorniger Stimme ausgesprochen: „Ich bin siebenundsechzig Jahre alt und habe viel gese-

hen. Aber ich habe ein solches Verbrechen der Menschheit nicht für möglich gehalten.“

Jener Hospitalzug, mit dem ich zurückfuhr, kam in den frühen Morgenstunden in Budapest an. Ich fuhr sofort in ein Hotel, um zunächst einmal zu schlafen; der einzige Sitzplatz in jenem Zuge war mein Koffer gewesen. Ich schlief bis etwa elf Uhr, übermüdet, wie ich gewesen, und zog mich dann rasch an, ein Frühstück zu nehmen. Aber schon nach den ersten paar Schritten hatte ich ununterbrochen das Gefühl, ich müßte mir die Augen reiben, ob ich nicht träume. Es war einer jener strahlenden Tage, die am Morgen noch Frühling, zu Mittag schon Sommer sind, und Budapest war so schön und sorglos wie nie. Die Frauen in weißen Kleidern promenierten Arm in Arm mit Offizieren, die mir plötzlich wie Offiziere aus einer ganz anderen Armee erschienen als jene, die ich erst gestern, erst vorgestern gesehen. In den Kleidern, im Mund, in der Nase noch den Geruch von Jodoform aus dem Verwundetentransport von gestern, sah ich, wie sie Veilchensträußen kauften und den Damen galant verkehrten, wie tadellose Autos mit tadellos rasierten und gekleideten Herren durch die Straßen fuhren. Und all dies acht oder neun Schnellzugstunden von der Front! Aber hatte man ein Recht, diese Menschen anzuklagen? War es nicht eigentlich das natürlichste, daß sie lebten und versuchten, sich ihres Lebens zu freuen? Daß sie vielleicht gerade aus dem Gefühl heraus, daß alles bedroht war, noch alles zusammenrafften, was zusammenzuraffen war, die paar guten Kleider, die letzten guten Stunden! Gerade wenn man gesehen, ein wie gebrechliches, zerstörbares Wesen der Mensch ist, dem ein kleines Stück Blei in einer tausendstel Sekunde das Leben mit all seinen Erinnerungen und Erkenntnissen und Ekstasen heraussetzen kann, verstand man, daß ein solcher Korso-Vormittag an dem leuchtenden Flusse Tausende drängte, Sonne zu sehen, sich selbst zu fühlen, das eigene Blut, das eigene Leben mit vielleicht noch verstärkter Kraft. Schon war ich

beinahe verhöhnt mit dem, was mich zuerst erschreckt hatte. Aber da brachte unglückseligerweise der gefällige Kellner mir eine Wiener Zeitung. Ich versuchte sie zu lesen; nun erst überfiel mich der Ekel in der Form eines richtigen Zorns. Da standen alle die Phrasen von dem unbedingten Siegeswillen, von den geringen Verlusten unserer eigenen Truppen und den riesigen Verlusten da sprang sie mich an, nackt, riesenhaft und schamlos, die Lüge des Krieges! Nein, nicht die Spaziergänger, die Lässigen, die Sorglosen waren die Schuldigen, sondern einzig die, die mit ihrem Wort zum Kriege hetzten. Aber schuldig auch wir, wenn wir das unsere nicht gegen sie wendeten. ]

Nun erst war mir der richtige Antrieb gegeben: man mußte kämpfen gegen den Krieg! Der Stoff lag in mir bereit, nur diese letzte anschauliche Bestätigung meines Instinkts hatte noch gefehlt, um zu beginnen. Ich hatte den Gegner erkannt, gegen den ich zu kämpfen hätte — das falsche Heldentum, das lieber die andern vorausschickt in Leiden und Tod, den billigen Optimismus der gewissenlosen Propheten, der politischen wie der militärischen, die, skrupellos den Sieg versprechend, die Schlächterei verlängern, und hinter ihnen den Chor, den sie sich mieten, all diese „Wortemacher des Krieges“, wie Werfel sie angeprangert in seinem schönen Gedicht. Wer ein Bedenken äußerte, der störte sie bei ihrem patriotischen Geschäft, wer warnte, den verhöhnten sie als Schwarzseher, wer den Krieg, in dem sie selber nicht mitlitten, bekämpfte, den brandmarkten sie als Verräter. Immer war es dieselbe, die ewige Rotte durch die Zeiten, die die Vorsichtigen feige nannte, die Menschlichen schwächlich, um dann selbst ratlos zu sein in der Stunde der Katastrophe, die sie leichtfertig beschworen. Immer war es dieselbe Rotte, dieselbe, die Kassandra verhöhnt in Troja, Jeremias in Jerusalem, und nie hatte ich Tragik und Größe dieser Gestalten so verstanden wie in diesen allzu ähnlichen Stunden. Von Anfang an glaubte ich nicht an den



## Im Herzen Europas

gehen!“ Ein Wunder mußte ich es schon nennen, wenn das Buch gedruckt werden durfte, aber selbst in dem schlimmsten Falle, daß dies nicht gelingen sollte, hatte es wenigstens mir selbst geholfen über die schwerste Zeit. Ich hatte alles im dichterischen Dialog gesagt, was ich im Gespräch mit den Menschen um mich verschweigen mußte. Ich hatte die Last, die mir auf der Seele lag, weggeschleudert und war mir selbst zurückgegeben; in ebender Stunde, da alles in mir ein „Nein“ war gegen die Zeit, hatte ich das „Ja“ zu mir selbst gefunden.

Als zu Ostern 1917 meine Tragödie „Jeremias“ in Buchform erschien, erlebte ich eine Überraschung. Ich hatte sie innerlich in erbittertstem Widerstand gegen die Zeit geschrieben und mußte darum erbitterten Widerstand erwarten. Aber genau das Gegenteil ereignete sich. Von dem Buche wurden zwanzigtausend Exemplare sofort verkauft, eine für ein Buchdrama phantastische Zahl; nicht nur die Freunde wie Romain Rolland setzten sich öffentlich dafür ein, sondern auch jene, die vordem eher auf der anderen Seite gestanden, wie Rathenau und Richard Dehmel. Direktoren von Theatern, denen das Drama gar nicht eingereicht worden war — eine deutsche Aufführung während des Krieges blieb doch undenkbar —, schrieben mir und baten mich, ihnen die Uraufführung zu reservieren für die Friedenszeit; selbst die Opposition der Kriegerischen zeigte sich höflich und respektvoll. Alles hatte ich erwartet, nur nicht dies.

Was war geschehen? Nichts anderes, als daß der Krieg eben schon zweieinhalb Jahre andauerte: die Zeit hat ihr Werk grausamer Ernüchterung getan. Nach dem furchtbaren Aderlaß auf den Schlachtfeldern begann das Fieber zu weichen. Die Menschen sahen mit kälteren, härteren Augen dem Krieg ins Gesicht als in den ersten Monaten der Begeisterung. Das Gefühl der Solidarität begann sich zu lockern, denn von der großen „sittlichen Reinigung“, die von den Philosophen und Dichtern überschwänglich

verkündigt worden war, nahm man nicht mehr das geringste wahr. Ein tiefer Riß ging durch das ganze Volk; das Land war gleichsam in zwei verschiedene Welten zerfallen, vorne die der Soldaten, die kämpften und das Grauenhafteste an Entbehrung erlitten, rückwärts die der Zuhausegebliebenen, die sorglos weiterlebten, die Theater bevölkerten und an dem Elend der anderen noch verdienten. Front und Hinterland profilierten sich immer schärfer gegeneinander. Durch die Türen der Ämter hatte sich in hunderten Masken ein wüstes Protektionswesen eingeschlichen; man wußte, daß Leute durch Geld oder gute Konnexionen einträgliche Lieferungen bekamen, während schon halbzerschossene Bauern oder Arbeiter immer wieder in die Schützengräben getrieben wurden. Jeder begann darum, sich rücksichtslos zu helfen, soweit er nur konnte. Die notwendigen Gebrauchsgegenstände wurden dank eines schamlosen Zwischenhandels täglich teurer, die Lebensmittel kärglicher, und über dem grauen Sumpf des Massenelends phosphoreszierte wie ein Irrlicht der aufreizende Luxus der Kriegsgewinnler. Ein erbittertes Mißtrauen begann allmählich die Bevölkerung zu erfassen — Mißtrauen gegen das Geld, das immer mehr an Wert verlor, Mißtrauen gegen die Generale, die Offiziere, die Diplomaten, Mißtrauen gegen jede Verlautbarung des Staats und Generalstabs, Mißtrauen gegen die Zeitungen und ihre Nachrichten, Mißtrauen gegen den Krieg selbst und seine Notwendigkeit. Es war also keineswegs die dichterische Leistung meines Buches, die ihm den überraschenden Erfolg gab; ich hatte nur ausgesprochen, was die andern offen nicht zu sagen wagten: den Haß gegen den Krieg, das Mißtrauen gegen den Sieg.

Auf der Bühne allerdings im lebendigen gesprochenen Wort solche Stimmung auszudrücken war scheinbar unmöglich. Demonstrationen hätten unvermeidlich eingesetzt, und so meinte ich darauf verzichten zu müssen, während der Kriegszeit dies erste Drama gegen den Krieg gespielt zu sehen. Da erhielt ich plötzlich vom Di-

rektor des Züricher Stadttheaters ein Schreiben, er möchte meinen „Jeremias“ sofort auf die Bühne bringen und lade mich ein, der Uraufführung beizuwohnen. Daran hatte ich vergessen, daß es — so wie in diesem zweiten Kriege — noch ein kleines, aber kostbares Stück deutscher Erde gab, dem die Gnade gewährt war, sich abseits halten zu dürfen, ein demokratisches Land, wo das Wort noch frei, die Gesinnung ungetrübt geblieben. Selbstverständlich stimmte ich sofort zu.

Meine Zustimmung konnte freilich zunächst nur eine prinzipielle sein; denn sie setzte die Erlaubnis voraus, Dienst und Land für einige Zeit verlassen zu dürfen. Nun traf es sich glücklich, daß in allen kriegführenden Ländern eine — in diesem zweiten Kriege gar nicht etablierte — Abteilung bestand, die sich „Kulturpropaganda“ nannte. Immer ist man genötigt, um den Unterschied der geistigen Atmosphäre zwischen dem ersten und dem zweiten Weltkrieg zu verdeutlichen, darauf hinzuweisen, daß damals die Länder, die Führer, die Kaiser, die Könige, in der Tradition der Humanität aufgewachsen, sich im Unterbewußtsein des Krieges noch schämten. Ein Land nach dem andern wies den Vorwurf, „militaristisch“ zu sein oder gewesen zu sein, als niederträchtige Verleumdung zurück; im Gegenteil, jedes wetteiferte, zu zeigen, zu beweisen, zu erklären, zur Schau zu stellen, daß es eine „Kulturnation“ sei. Man warb 1914 vor einer Welt, die Kultur höher stellte als Gewalt und die Slogans wie „sacro egoismo“ und „Lebensraum“ als unmoralisch verabscheute hätte, um nichts dringlicher als um Anerkennung weltgültiger geistiger Leistung. Alle neutralen Länder wurden deshalb mit künstlerischen Darbietungen überflutet. Deutschland sandte seine Orchester unter weltberühmten Dirigenten in die Schweiz, nach Holland, nach Schweden, Wien seine Philharmoniker; sogar die Dichter, die Schriftsteller, die Gelehrten wurden hinausgeschickt, und zwar nicht, um militärische Taten zu rühmen oder annexionistische Tendenzen zu feiern, sondern einzig, um durch ihre Verse, ihre Werke zu beweisen, daß



die Deutschen keine „Barbaren“ seien und nicht nur Flammenwerfer oder gute Giftgase produzierten, sondern auch absolute und für Europa gültige Werte. Noch war anno 1914-1918 — ich muß es immer wieder betonen — das Weltwissen eine unworbene Macht, noch stellten die künstlerisch produktiven, die moralischen Elemente einer Nation im Kriege eine Kraft dar, die als einflußreich geachtet wurde, noch bemühten sich die Staaten um menschliche Sympathien, statt wie Deutschland 1939 mit ausschließlich unmenschlichem Terror sie zu Boden zu knüppeln. So hatte mein Ansuchen, zur Aufführung eines Dramas Urlaub in die Schweiz zu erhalten, an sich gute Chancen; Schwierigkeiten waren höchstens aus dem Grunde zu befürchten, weil es sich um ein antikierriges Drama handelte, in dem ein Österreicher — wenn auch in symbolischer Form — die Niederlage als denkbar antizipierte. Ich ließ mich im Ministerium beim Chef der Abteilung melden und trug ihm meinen Wunsch vor. Zu meinem großen Erstaunen versprach er mir sofort, alles zu veranlassen, und zwar mit der merkwürdigen Motivierung: „Sie haben ja, Gott sei Dank, nie zu den dummen Kriegsschreibern gehört. Na — tun Sie draußen Ihr Bestes, daß diese Sache einmal zu einem Ende kommt.“ Vier Tage später hatte ich meinen Urlaub und einen Auslandspaß.

Ich war einigermassen verwundert gewesen, einen der höchsten Beamten eines österreichischen Ministeriums mitten im Kriege so frei sprechen zu hören. Aber unvertraut mit den Geheimgängen der Politik, ahnte ich nicht, daß 1917 unter dem neuen Kaiser Karl in den oberen Kreisen der Regierung schon leise eine Bewegung eingesetzt hatte, sich von der Diktatur des deutschen Militärs loszureißen, das Österreich im Schlepptau seines wilden Annexionismus gegen seinen inneren Willen rücksichtslos weiterschleifte. Man haßte in unserem Generalstab die brutale Herrschlichkeit Ludendorffs, man wehrte sich im Auswärtigen Amt verzweifelt gegen den unbeschränkten

Unterseebootkrieg, der Amerika uns zum Feinde machen mußte, selbst das Volk murzte über die „preussische Anmaßung“. All das drückte sich vorläufig nur in vorsichtigen Untertönen und scheinbar absichtslosen Bemerkungen aus. Aber in den nächsten Tagen sollte ich noch mehr erfahren und kam, früher als die andern, einem der großen politischen Geheimnisse jener Zeit unvermutet nahe.

Das geschah so: ich hielt mich auf der Reise in die Schweiz zwei Tage in Salzburg auf, wo ich mir ein Haus gekauft und nach dem Kriege zu wohnen vorgenommen hatte. In dieser Stadt bestand ein kleiner Kreis streng katholischer gesinnter Männer, von denen zwei in der Geschichte Österreichs nach dem Kriege als Kanzler eine entscheidende Rolle spielen sollten, Heinrich Lammasch und Ignaz Seipel. Der erstere war einer der hervorragendsten Rechtslehrer seiner Zeit und hatte auf Haager Konferenzen das Präsidium innegehabt, der andere, Ignaz Seipel, ein katholischer Priester von einer fast unheimlichen Intelligenz, war bestimmt, nach dem Zusammenbruch der österreichischen Monarchie die Führung des kleinen Österreich zu übernehmen, und hat bei dieser Gelegenheit sein politisches Genie hervorragend bewährt. Beide waren sie unterschiedene Pazifisten, strenggläubige Katholiken, leidenschaftliche Altösterreicher und als solche in innerster Gegnerschaft gegen den deutschen, den preussischen, den protestantischen Militarismus, den sie als unvereinbar mit den traditionellen Ideen Österreichs und seiner katholischen Mission empfanden. Meine Dichtung „Jeremias“ hatte in diesen religiös-pazifistischen Kreisen stärkste Sympathie gefunden, und Hofrat Lammasch — Seipel war gerade verreist — bat mich in Salzburg zu sich. Der vornehme alte Gelehrte sprach sehr herzlich zu mir über mein Buch; es erfüllte unsere österreichische Idee, konziliatorisch zu wirken, und er hoffte dringend, daß es über das Literarische hinaus seine Wirkung tun werde. Und zu meinem Erstaunen vertraute er mir, den er vordem nie gesehen, mit jener Offenheit, die seine innere Tapferkeit bewies, das Geheimnis an,

daß wir uns in Österreich vor einer entscheidenden Wende befänden. Seit der militärischen Ausschaltung Rußlands bestehe weder für Deutschland, sofern es sich seiner aggressiven Tendenzen entäußern wolle, noch für Österreich mehr ein wirkliches Hindernis für den Frieden; dieser Augenblick dürfe nicht versäumt werden. Wenn der alldeutsche Klügel in Deutschland sich weiter gegen Verhandlungen wehre, müsse Österreich die Führung übernehmen und selbständig handeln. Er deutete mir an, daß der junge Kaiser Karl diesen Tendenzen seine Hilfe versprochen habe; man würde vielleicht schon in nächster Zeit die Auswirkung seiner persönlichen Politik sehen. Alles hänge jetzt davon ab, ob Österreich genug Energie aufbringe, statt des „Sieg-Friedens“, den die deutsche Militärpartei gleichgültig gegen weitere Opfer fordere, einen Verständigungsfrieden durchzusetzen. Im Notfall müsse aber das Äußerste geschehen: daß Österreich sich vom Bündnis rechtzeitig löse, ehe es von den deutschen Militaristen in eine Katastrophe gerissen werde. „Niemand kann uns einer Untreue beschuldigen“, sagte er fest und entschieden. „Wir haben mehr als eine Million Tote. Wir haben genug geopfert und getan! Jetzt kein Menschenleben, kein einziges mehr für die deutsche Weltherrschaft!“

„Mir stand der Atem in der Kehle still. All das hatten wir uns im stillen oft gedacht, nur hatte niemand den Mut gehabt, am hellen Tage auszusprechen: „Sagen wir uns von den Deutschen und ihrer Annexionspolitik rechtzeitig los“, denn das hätte als „Verrat“ am Waffenbruder gegolten. Und hier sagte dies ein Mann, der, wie ich vordem schon wußte, in Österreich das Vertrauen des Kaisers und im Auslande dank seiner Tätigkeit in Haag das höchste Ansehen genoß, mir, einem beinahe Fremden, mit solcher Ruhe und Entschiedenheit, daß ich sofort spürte, eine österreichisch-separatistische Aktion sei längst nicht mehr im Stadium der Vorbereitung, sondern schon im Gange. Die Idee war kühn, entweder Deutschland durch die Drohung mit einem Separatfrieden für

Verhandlungen geneigter zu stimmen oder im Notfall die Drohung durchzuführen; sie war — die Geschichte bezeugt es — die einzige, die letzte Möglichkeit, die damals das Kaiserreich, die Monarchie und damit Europa hätte retten können. Leider entbehrte die Durchführung dann der Entschlossenheit des ursprünglichen Planes. Kaiser Karl sandte den Bruder seiner Frau, den Prinzen Parma, tatsächlich mit einem geheimen Brief an Clemenceau, um ohne vorherige Verständigung des Berliner Hofes die Friedensmöglichkeiten abzuhorchen und eventuell einzuleiten. Auf welche Weise diese geheime Mission zur Kenntnis Deutschlands gelangte, ist, glaube ich, noch nicht völlig aufgeklärt; verhängnisvollerweise hatte Kaiser Karl dann nicht den Mut, öffentlich zu seiner Überzeugung zu stehen, sei es, daß — wie manche behaupten — Deutschland mit einem militärischen Einmarsch in Österreich drohte, sei es, daß er als Habsburger das Odium scheute, ein von Franz Joseph abgeschlossenes und mit so viel Blut besiegeltes Bündnis im entscheidenden Augenblick aufzukündigen. Jedenfalls berief er nicht Lammasch und Seipel, die einzigen, die als katholische Internationalisten aus innerer moralischer Überzeugung die Kraft gehabt hätten, das Odium eines Abfalls von Deutschland auf sich zu nehmen, an den Posten des Ministerpräsidenten, und dies Zögern wurde sein Verderben. Beide sind sie erst in der verstümmelten österreichischen Republik statt im alten Habsburgerreiche Ministerpräsidenten geworden, und doch wäre niemand befähigter gewesen, das scheinbare Unrecht vor der Welt zu verteidigen, als diese bedeutenden und angesehenen Persönlichkeiten. Mit einer offenen Drohung des Abfalls oder dem Abfall hätte Lammasch nicht nur Österreichs Existenz gerettet, sondern auch Deutschland vor seiner innersten Gefahr, dem schrankenlosen Annexionsdrang. Es stünde besser um unser Europa, wäre die Aktion, die jener weise und tief religiöse Mann mir damals offen ankündigte, nicht durch Schwäche und Ungeschick verdorben worden.